

GRUSSWORT

Sehr geehrte Damen und Herren,

Medien sind Mittler, sie ermöglichen Kommunikation, machen Abwesendes verfügbar. Doch gerade in der Frühen Neuzeit, einer Phase, für die eine erste deutliche Ausweitung des Mediengebrauchs zu konstatieren ist, zeigt sich, dass Medieneinsatz durchaus nicht nur Erleichterungen der Wissensvermittlung und Verständigung zeitigte. Wie Arndt Brendecke in seinem Beitrag an Beispielen aus der spanischen Geschichte des 16. Jahrhunderts zeigen kann, können durch Medien auch Vermittlungshindernisse – »Papierbarrieren« – allererst aufgebaut werden, und dies keineswegs nur im Modus ihres Versagens, sondern in bewusster strategischer Absicht. Wenn Magellan sein Weltumsegelungsprojekt vor Karl V. an einem Globus veranschaulicht, auf dem die entscheidende Partie ein weißer Fleck ist, wenn er seine Mannschaft von der Existenz einer Meerenge an der Südspitze Amerikas mit einer Seekarte Martin Behaims überzeugte, die er – angeblich – gesehen hatte, seinen Seeleuten aber vorenthielt, wenn Columbus in seinen Berichten an die Krone die entscheidenden Positionsangaben seiner Entdeckungen immer wieder aussparte, so handelt es sich hier um »aktive Techniken des medialen Verbergens«, die persuasionsstrategisch u.a. dazu dienten, die Wissensautorität und Unentbehrlichkeit des menschlichen Informationsträgers sicherzustellen. Wenn im selben Zeitalter der Zugang zur Person des Monarchen durch ein stetes Anwachsen von Schriftlichkeit im Petitionswesen erschwert wurde, so zeigt sich auch hier die »Konterfunktion« des Medialen als durchaus gewollt und zweckdienlich: Medien, so Brendecke, erzeugen gezielt »jene Mittelbarkeit, mit der sich Bindeeffekte politischer Nahesituationen [...] vermeiden lassen«.

Die unordentliche Welt des Schelmenromans, in die der Beitrag von Jan Mohr führt, ist von der Forschung immer wieder auf zentrale Gesichtspunkte hin geordnet worden. An erster Stelle unter diesen rangiert das (pseudo-)autobiographische Erzähler-Ich, in dem man gar eine Keimzelle oder »Protoform« des Bildungsromans ausmachen zu können glaubte. Demgegenüber zeigt Mohr an Hieronymus Dürers 1668, kurz vor Grimmelshausens *Simplicissimus*, erschienenem *Lauf der Welt Und Spiel des Glücks* eine doppelte Kontingenz, welche nicht nur in der erzählten Welt, sondern auch im Verfahren ihrer Erzählung bemerkbar wird. Kombiniert mit einer forcierten Episodenhaftigkeit, in der die Schicksalsumschwünge in geradezu aberwitziger Frequenz auftreten, präsentiert sich in der Erzählung ein pikarisches Ich, dessen chronische Vergesslichkeit

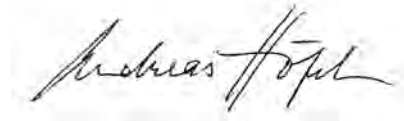
verhindert, dass sich über die Einzelepisoden hinaus so etwas wie ein Erfahrungszusammenhang aufbauen kann. Parallelepisoden wecken Erwartung auf Sinnparallelen, die jedoch unerfüllt bleibt: Der Schluss- und Lehrsatz des Romans, »Es ist alles eitel!«, erweist so weniger die Unbeständigkeit der Welt als das Walten eines Erzählerkalküls, welches eine formale Reduktion von Kontingenz im Wege der Setzung erzwingt.

Erstmals mit einem Beitrag in den Mitteilungen vertreten ist das seit dem vergangenen Semester kooperative Projekt »Die ›Zweite Sophistik‹ in ihrer frühneuzeitlichen Wirkung« von Ralph Häfner (Tübingen). Er betrachtet die *Metamorphosen* des Apuleius – jenen antiken Roman, der nach Augustin als der *Goldene Esel* bekannt wurde. Dieser war in der Frühen Neuzeit Gegenstand einer breiten Rezeption und insbesondere auch einer vielfältigen Übersetzungstätigkeit in die Volkssprachen – ins Italienische, Deutsche, Spanische und Englische. Der epigrammatische Stil des Apuleius, dessen freier Umgang mit Archaismen und Neologismen ihn als einen Vertreter der »Zweiten Sophistik« ausweist, führte hierbei zu ganz unterschiedlichen Adaptationsweisen, die oft sehr frei mit der Textvorlage umgingen. Häfner zeichnet die Geschichte dieser Übertragungen nach und beleuchtet dabei insbesondere die philosophischen Affiliationen und stilistischen Leitbilder, die dem volkssprachlichen Apuleius von Land zu Land, aber ebenso auch im zeitlichen Verlauf vom 15. bis ins 17. Jahrhundert ganz verschiedene Gesichter gaben.

Aus dem Teilprojekt C 11 berichtet der Beitrag »*In creandis cardinalibus*. Zur Praxis der Kardinalskreationen im 15. Jahrhundert« von Duane Henderson. Mit der Praxis der Kardinalsernennungen behandelt er einen besonders spannungsreichen Aspekt in der Geschichte des quattrocentesken Papsttums, der die Machtansprüche des Kardinalskollegiums mit denen der Päpste in Konkurrenz treten ließ. Durch ein Geflecht gewohnheitsrechtlicher, teilweise auch schriftlich niedergelegter Regelungen war die Entscheidung über die Anzahl neuer Kardinäle und den Zeitpunkt ihrer Einsetzung wie auch die Auswahl der Kandidaten in die Kompetenz des Kollegiums gelegt. Zwar fühlten sich die Päpste zumindest der Form nach an diese Regelungen gebunden, doch ist zu beobachten, dass sie zunehmend erfolgreich die Instanz des Kollegiums umgingen und die Kardinalskreation im Sinne eigener politischer Interessen zu instrumentalisieren vermochten. Am Beispiel der Kardinalskreationen von Pius II. zeigt Henderson die Strategien und Mechanismen dieser Machtverschiebung auf.

Den Abschluss des Heftes bildet ein Bericht über den am 2. und 3. April 2009 vom romanistischen Teilprojekt C 15 unter Leitung von Thomas Krefeld und Wulf Oesterreicher durchgeführten internationalen Workshop »Attestazioni di plurilinguismo nel Regno di Napoli«.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!



Prof. Dr. Andreas Höfele
Department für Anglistik und Amerikanistik
Ludwig-Maximilians-Universität München

IMPRESSUM

Die Verwendung der Forschungsbeiträge in den Medien ist frei.
Wir bitten jedoch um die Angabe der Quelle und um Zusendung
von zwei Belegexemplaren.

Herausgeber

Sonderforschungsbereich 573
»Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit«
an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München
Sprecher: Prof. Dr. Andreas Höfele

Online-Version der *Mitteilungen*

<http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/mitteilungen>

Konzept und Redaktion

Martina Heger M.A.
Sonderforschungsbereich 573
Öffentlichkeitsarbeit
Ludwigstraße 25
D-80539 München
Telefon: +49 (0)89 2180-3551
Fax: +49 (0)89 2180-16466
SFB573.Heger@lrz.uni-muenchen.de
Redaktionsassistentz: Lisa Carl

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Andreas Höfele
Prof. Dr. Friedrich Vollhardt
PD Dr. Arndt Brendecke
Dr. Michael Waltenberger

Gestaltung, Layout und Distribution

Martina Heger

Umschlaggestaltung

aditive® Medienagentur München
marlene kern graphik design münchen

Druck

AZ Druck und Datentechnik
Heisinger Straße 16
D-87437 Kempten (Allgäu)

Erscheinungsort

München

ISSN 1860-6717

INHALTSVERZEICHNIS

Grußwort

Impressum

Sonderforschungsbereich 573 ›Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit‹5

Der SFB auf einen Blick – *Strukturübersicht*6

TEXTBEITRÄGE

Papierbarrieren. Über Ambivalenzen des Mediengebrauchs in der Vormoderne
Arndt Brendecke7

Kalkül und Kontingenz. Narrative Strukturen in Hieronymus Dürers *Lauf der Welt Und Spiel des Glücks*
Jan Mohr16

Zwischen frivolem Spielwerk und galantem Stil.
Der Prolog zu Apuleius' *Goldenem Esel* in volkssprachlichen Übersetzungen der Frühen Neuzeit
Ralph Häfner26

In creandis cardinalibus. Zur Praxis der Kardinalskreationen im 15. Jahrhundert
Duane Henderson38

VERANSTALTUNGEN

Rückschau48

KURZE NACHRICHTEN

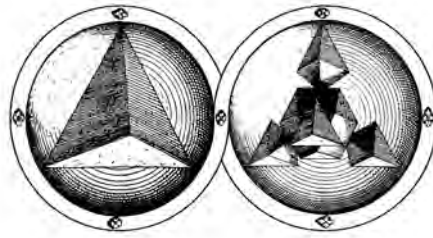
Personalia49

TAGUNGSBERICHT

Attestazioni di plurilinguismo nel Regno di Napoli
Über einen Workshop des Teilprojekts C 15, März 200950

Neueste Publikationen des SFB 57356

Publikationsreihe P & A58



Der SFB untersucht Konstitutionsbedingungen und Basisstrukturen der Frühen Neuzeit. Die Kulturwissenschaften erkennen die Frühe Neuzeit zunehmend als Epoche, die einerseits noch von den Traditionsvorgaben des Mittelalters abhängig ist, andererseits aber die Voraussetzungen für den Übergang ›Alteuropas‹ zur Moderne schafft. Der SFB bündelt entsprechende literatur- und sprachwissenschaftliche, historische, philosophische, kunst-, musik- und rechtsgeschichtliche Forschungen unter den Leitbegriffen ›Pluralisierung‹ und ›Autorität‹. Pluralisierung meint zunächst die Vermehrung der in einem Lebens- oder Kulturbereich bekannten und relevanten Repräsentationen der Wirklichkeit und bedeutet darüber hinaus die Emergenz von ›neuem‹ bzw. alternativem Wissen und das Entstehen konkurrierender Teilwirklichkeiten. Diese müssen aufeinander abgestimmt werden; es entstehen Formen des Dialogs, der, über die Grenzen der Teilwelten hinweg, Unterscheidungen, Vergleiche und Übersetzungen vornimmt. Die Felder dieser Dynamik sind bekannt: Konfessionalisierung, Ausdifferenzierung von Wissen, Entdeckung neuer Kontinente, Ausbildung neuer Muster sozialen Verhaltens usw.

Dabei ist davon auszugehen, dass Pluralität noch nicht Pluralisierung bedeutet, die sich erst in einem langen, widerspruchsvollen Prozess einspielt. Wahrheitsansprüche werden nicht lediglich monopolisiert, sondern auf neue Instanzen und Geltungsbereiche verschoben. Hier fordert der Begriff der Pluralisierung den komplementären der Autorität. Autorität meint unterschiedliche Formen von Normierungsansprüchen. Darunter fallen Instanzen politischer und religiöser Macht, die ihre Setzungen zu exekutieren vermögen, ebenso wie Prozesse der Kanonisierung sowie all jene informellen Geltungsansprüche, die schon dem lateinischen Begriff *auctoritas* innewohnen. Autorität fungiert als Geltungsmacht, die Entscheidungen herbeiführt und legitimiert. Sie ist nicht nur Gehalt zu Prozessen der Pluralisierung, sondern sie kann Widerspruch hervortreiben und so neue Freiheitsräume eröffnen.

Das Verhältnis von Pluralisierung und Autorität ist also keineswegs deckungsgleich mit dem von Innovation und Beharrung. Die dynamischen Momente der

Pluralisierung stehen der Statik vorgegebener Autoritäten nicht einfach antithetisch gegenüber, vielmehr sind beide in vielfältiger Weise miteinander verflochten. Im konflikthaften Wechselspiel von Pluralisierung und Autorität gilt das besondere Interesse des SFB in seiner gegenwärtigen, dritten Projektphase insbesondere den jeweils ausgehandelten Auflösungen dieser Spannung. Nachdem im ersten Förderabschnitt das Konzept einer prozessual sich herausbildenden Autorität, in der zweiten Förderphase der Pol der Pluralisierung unter den Leitbegriffen ›Disparität‹ und ›Dissens‹ im Mittelpunkt stand, werden nun verstärkt Formen des Sich-Arrangierens mit konflikthaltigen Strukturen und Situationen, Formen der Entschärfung, des Ausklammerns oder der Vergleichgültigung in den Blick genommen.

Der hohe Abstraktionsgrad der Leitbegriffe erlaubt es, für gewöhnlich disziplinär isolierte Prozesse in Literatur, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft, Recht in einheitlicher Perspektive zu betrachten, dabei aber ihre Ungleichzeitigkeiten und Brüche untereinander angemessen zu berücksichtigen. Der zeitliche Rahmen ist bewusst weit gespannt, so dass Phänomene des Spätmittelalters ebenso ins Auge gefasst werden können wie solche der ›Sattelzeit‹ um 1750. Nur ein historisch so weiter Ansatz kann die regionalen und disziplinspezifischen Verschiebungen und Verwerfungen zwischen den anvisierten Prozessen erfassen.

Die Teilprojekte des SFB ordnen sich drei Gruppen zu: Der erste Projektbereich – A. Ambivalenzen gelehrter Diskurse – befasst sich mit Theoriediskussionen frühneuzeitlicher Gelehrtenkultur. Der zweite – B. Ordnungen des Wissens – fächert die Untersuchungsperspektive weiter auf, indem er den Aspekt der Kartierung und medialen Vermittlung von Wissensbeständen aller Art betrachtet. Der dritte – C. Pragmatisierung von Autorität – untersucht, wie autoritative Setzungen instrumentalisiert oder unterlaufen, und wie Handlungsnormen an lebensweltliche Bedürfnisse angepasst werden. In allen drei Bereichen sind die einzelnen Forschungsprojekte so angelegt, dass sie auf der einen Seite den Anforderungen disziplinärer Ausdifferenzierung moderner Kulturwissenschaften genügen, auf der anderen Seite Anschlussstellen für die Überlegungen auf benachbarten Feldern bieten.

DER SFB AUF EINEN BLICK

A. AMBIVALENZEN GELEHRTER DISKURSE

- | | | | |
|-------------|---|--|-------------------|
| A 3 | <i>Auctoritas</i> und <i>imitatio veterum</i> | <i>Jan-Dirk Müller</i>
<i>Jan Hon</i> | GERMANISTIK |
| A 4 | Pluralisierung und Hierarchisierung von Lyrikmodellen in der italienischen Frühen Neuzeit | <i>Bernhard Huss</i>
<i>Florian Mehlretter</i> | ITALIANISTIK |
| A 8 | Sprachenpluralität im England der Frühen Neuzeit:
Übersetzung und literarische Kultur im elisabethanischen Zeitalter | <i>Andreas Höfele</i>
<i>Susanne Bayerlipp</i>
<i>Iris Oberth</i> | ANGLISTIK |
| A 10 | Systematisierung und Flexibilisierung des Rechts. Die Rechtslehre der spanischen Spätscholastik im Spannungsfeld zwischen systematischem Anspruch und praktischer Wirksamkeit | <i>Norbert Brieskorn</i>
<i>Gideon Stiening</i> | RECHTSPHILOSOPHIE |
| A 11 | Humanistische Theorie der Musik im Wissenssystem ihrer Zeit:
Pluralisierung eines Kunstdiskurses | <i>Inga Mai Grootte</i>
<i>Bernhard Kölbl</i> | MUSIKWISSENSCHAFT |
| A 12 | Diogenes Laertius latinus zwischen ca. 1416 und 1533 | <i>Thomas Ricklin</i>
<i>Manuela Kable</i>
<i>Christian Kaiser</i> | PHILOSOPHIE |
| | Kooperationsprojekt »Hermeneutik und Methode:
Zwischen Logik und Philologie« | <i>Denis Thouard</i> | PHILOSOPHIE |
| | Kooperationsprojekt »Pluralisierung im Individuum.
Späthumanistische <i>Libertinage</i> als Reaktion auf den frühneuzeitlichen Ordnungsverlust (1600–1700)« | <i>Martin Mulsow</i> | PHILOSOPHIE |
| | Kooperationsprojekt »Die ›zweite Sophistik‹ in ihrer frühneuzeitlichen Wirkung« | <i>Ralph Häfner</i> | GERMANISTIK |

B. ORDNUNGEN DES WISSENS

- | | | | |
|------------|--|--|-----------------|
| B 1 | »Schauplätze« des Wissens in der frühneuzeitlichen Expansion | <i>Arndt Brendecke</i>
<i>Susanne Friedrich</i> | GESCHICHTE |
| B 2 | Formen und Funktionen des Bildes in der Frühen Neuzeit –
<i>novità</i> : Verwandlung des Alten – Hervorbringung des Neuen | <i>Frank Büttner</i>
<i>Ulrich Pfisterer</i>
<i>Fabian Jonietz</i>
<i>Semjon Dreiling</i> | KUNSTGESCHICHTE |
| B 5 | Neue und Alte Welt – Wissenstraditionen in der Christianisierung Amerikas | <i>Wulf Oesterreicher</i>
<i>Claudia Bock</i>
<i>Ofelia H. de la Cuba</i> | ROMANISTIK |
| B 6 | Autorität des Nichtigen: Wissensformen und Geltungsansprüche
»niederen« Erzählens im 15. bis 17. Jahrhundert | <i>Peter Strohschneider</i>
<i>Michael Waltenberger</i> | GERMANISTIK |
| B 7 | Gelehrtenkultur und religiöse Pluralisierung:
Praktizierte Toleranz im Umgang mit heterodoxen Positionen um 1600 | <i>Friedrich Vollhardt</i>
<i>Martin Schmeisser</i> | GERMANISTIK |
| | Kooperationsprojekt »Wissen über das Judentum in der politischen Öffentlichkeit des Alten Reiches 1600–1800« | <i>Stefan Ehrenpreis</i> | GESCHICHTE |
| | Kooperationsprojekt »Paratexte im Spannungsfeld von Pluralisierung und Autorität« | <i>Herfried Vögel</i> | GERMANISTIK |

C. PRAGMATISIERUNG VON AUTORITÄT

- | | | | |
|-------------|---|--|------------------|
| C 10 | <i>Saints and Sinners</i> : Theater und Puritanismus in England 1625–1700 | <i>Andreas Höfele</i>
<i>Björn Quiring</i> | ANGLISTIK |
| C 11 | Autorität und politische Kontingenz an der Kurie des 15. Jahrhunderts | <i>Claudia Märkl</i>
<i>Duane Henderson</i> | GESCHICHTE |
| C 14 | Oblivio. Zur Semiotik und Pragmatik des Vergessens in England um 1600 | <i>Tobias Döring</i>
<i>Isabel Karremann</i> | ANGLISTIK |
| C 15 | Pluralität und Autorisierung: Mehrsprachigkeit im Königreich Neapel (16. und 17. Jahrhundert) | <i>Thomas Krefeld</i>
<i>Wulf Oesterreicher</i>
<i>Amina Kropp</i> | ROMANISTIK |
| C 16 | Verlegerische Strategie und humanistische Gelehrsamkeit:
»Vorsokratiker-Fragmente« im späten 16. Jahrhundert | <i>Oliver Primavesi</i>
<i>Patrizia Marzillo</i> | GRÄZISTIK |
| | Kooperationsprojekt »Risikozähmung in der Vormoderne« | <i>Cornel Zwierlein</i> | GESCHICHTE |
| | Kooperationsprojekt »Pragmatisierung des kanonischen Rechts bei der Kolonisation Amerikas« | <i>Thomas Duve</i> | RECHTSGESCHICHTE |

TEXTBEITRÄGE – AUS DER ARBEIT DER TEILPROJEKTE

Papierbarrieren. Über Ambivalenzen des Mediengebrauchs in der Vormoderne

ARNDT BRENDECKE

Der folgende Beitrag basiert auf Forschungen des Teilprojekts »Schauplätze des Wissens in der frühneuzeitlichen Expansion«, welches der Autor leitet. Darüber hinaus flossen Ergebnisse seiner Habilitationsschrift »Imperium und Empirie. Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft« in den Aufsatz mit ein, der sich unter anderem mit Medialitätskonzepten auseinandersetzt, wie sie nun forschungsleitend beispielsweise im Nationalen Forschungsschwerpunkt »Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen« an der Universität Zürich untersucht werden.

Das Zeitalter der Medien, der Information und Kommunikation, pflegt einen zutiefst positiven Medienbegriff. Das Medium, so die knappen Definitionen, überträgt etwas oder ermöglicht eine Übertragung. Medien sind ›Mittler‹, gegen die man nichts einzuwenden hat, außer – und auf dieses Phänomen will ich mich konzentrieren –, dass sie immer auch Barrieren sind, etwas, das hinzu- und dazwischentritt. Im Nachdenken über Medien wurde dieses Problem zwar diskutiert, aber als unvermeidliche Rückseite ihrer eigentlichen Leistung betrachtet: Denn auch wenn Medien oder Mittler ›dazwischentreten‹, so tun sie es doch nur, um eine letztlich noch viel größere Kluft zu überwinden: das Schweigen, das Nicht-Kommunizieren, oder auch, wie es schon Friedrich Schlegel betonte, jene Distanz zum Göttlichen, die nur durch Mittler und Akte der Vermittlung zu überbrücken ist.¹ Medien bringen Konstellationen hervor, die man als solche der ›Mittelbarkeit‹ bezeichnen kann. An diese Mittelbarkeit setzen Medienkritik und -lob gleichermaßen an, denn Mittelbarkeit lässt sich ebenso als Verlust (an ursprünglicher Unmittelbarkeit) beklagen oder als Gewinn ausweisen. Ihr Gewinn schlägt sich insbesondere in der größeren Verfügbarkeit des Medialen nieder: Einen Brief oder ein Heiligenbild kann man eben immer bei sich tragen, vervielfältigen und weiterreichen, während das gesprochene Wort flüchtig ist (um von dem Heiligen gar nicht erst zu sprechen). Die durch Medien auf diese Weise gewährleistete Verfügbarkeit

1. Schlegel 2008, 20–22.

lehnt sich zwar an das Modell der körperlichen Präsenz an, wie es in einer ›Kommunikation unter Anwesenden‹ vorgebildet ist. Sie produziert etwas sinnlich Wahrnehmbares, aber zugleich und notwendigerweise auch eine Irritation dieser Wahrnehmung, denn so sehr ein Medium auch Abwesendes verfügbar macht, so signalisiert es doch immer auch den Umstand seiner Abwesenheit.²

Entsprechende Effekte interessieren hier nicht als medientheoretische Aporie oder als kunst- oder medientechnische Herausforderung.³ Ich will ihnen vielmehr historisch nachspüren um zu sehen, welche Konstellationen sich in der Vormoderne, also in der Phase einer ersten deutlichen Ausweitung des Mediengebrauchs, einstellen.⁴ Dies soll nicht unter den binären Gesichtspunkten geschehen, die den Plot von Fortschrittsgeschichten des Medialen üblicherweise strukturieren. Darin wird Fortschritt als Stufenfolge der Überwindung von Widerständen technischer oder mentalitärer Art dargestellt, wozu scheinbar nahtlos an zeitgenössische Medienschelte und Medienlob angeschlossen werden kann, an Statements, die jedoch ihrerseits bereits entweder die Gewinn- oder die Verlustseite des Medialen überakzentuieren. Die ›Mitte‹, jene wohl konstitutive Ambivalenz des Medialen, gerät dabei leicht aus dem Blick und mit ihr auch die Funktionen, die sie besaß. Als These formuliert: Was man als Defizit des Medialen verstehen kann (die Nicht-Übertragung, die Verfügbarkeit von bloßen Substituten), erfüllt in der Praxis des Mediengebrauchs durchaus spezifische Funktionen. Ich schlage vor, diese Funktionen als Konterfunktionen zu bezeichnen, da sie dem Postulat des Medialen – etwas zu übertragen – auf der Ebene der Praxis entgegenlaufen. Wie aber lassen sich solche Konterfunktionen beschreiben, wie bediente man sich ihrer und welchen Vorteil hat die Unabgestimmtheit zwischen der Übertragungs- und Verbergungsleistung von Medien insgesamt? Antworten können hier nur sehr tentativ, skizzenhaft und anhand einiger weniger Beispielszenarien versucht werden, wobei Ergebnisse aus dem Teilprojekt »Schauplätze des Wissens in der frühneuzeitlichen Expansion« und der eigenen, im Rahmen des Sonderforschungsbereichs entwickelten und mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung erarbeiteten Habilitationsschrift (*Imperium und Empirie. Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft*) einfließen.⁵

Ich will zunächst das Ausgangsproblem anhand von Beispielen aus der Frühzeit der europäischen Expansion präzisieren: Bevor Ferdinand Magellan zu seiner Welt-

2. Kiening 2007a, 10 f.; Mersch 2007, 81–94; als Methodenproblem frühneuzeitlicher Wissenschaft: Böhme 2004, 215–245.
3. Vgl. beispielsweise Koschorke 1999, 206–311.
4. Als hervorragender Überblick über das Aufgreifen der Medienwissenschaft in der Geschichtswissenschaft: Crivellari/Sandl 2003, 619–654.
5. Die Arbeit erscheint im November 2009 im Böhlau Verlag.

umsegelung aufbrach, hatte er zunächst den Spanischen König zu überzeugen. Er brauchte Geld, Schiffe, eine Mannschaft und den Schutz der Krone. Die erste hier interessierende Szene ereignete sich 1518 am Hof von Valladolid und wurde von Bartolomé de Las Casas beobachtet. Las Casas beschreibt, wie Magellan vor Karl V. trat und einen »schön bemalten Globus« bei sich trug. Auf diesem Globus fuhr der Portugiese dann vor den Augen des jungen Karl die Route mit dem Finger nach, so wie er sie zu segeln beabsichtigte. Die Stelle allerdings, an der er den kontinentalen Riegel Amerikas zum Pazifik passieren wollte, hatte er weiß gelassen. Karl V. schien dennoch überzeugt, nur Bartolomé de Las Casas nahm Magellan später zur Seite und fragte: »Was, wenn ihr keine Durchfahrt findet, um zu dem anderen Meer zu gelangen?« Magellan antwortete, dass er dann ostwärts um Afrika herum segeln wolle, also einer Route folgen würde, die er aus seiner Zeit im Dienste der Portugiesen persönlich kannte.¹

Auch an Bord überzeugte Magellan durch die Referenz auf ein Medium. Einer der wenigen Überlebenden der Weltumsegelung, Antonio Pigafetta, erinnerte sich später, dass niemand an Bord eigentlich wirklich daran geglaubt hätte, dass jene Meerenge, die man heute Magellanstraße nennt, passierbar sei. Dann aber schildert er den Grund für ihr Vertrauen.

Und wäre nicht der Kapitän gewesen, wären wir dort gar nicht hinein gefahren. [...] Denn der Kapitän wusste, dass er eine sehr schmale Passage durchfahren musste, so wie er es zuvor auf einer Karte gesehen hatte, die der herausragende Martin Behaim gemacht hatte.²

1. »Traía el Magallanes un globo bien pintado, en que toda la tierra estaba, y allí señaló el camino que había de llevar, salvo que el estrecho dejó, de industria, en blanco, porque alguno no se lo saltease; y yo me hallé aquel día y hora en la cámara del gran chanciller, [...] ¿Y si no halláis estrecho por donde habéis de pasar a la otra mar? Respondióme que cuando no lo hallase, irse ía por el camino que los portugueses llevaban.« Vgl. Las Casas²1965, 175 (Buch III, Kapitel CI).

Die Forschung zweifelt daran, dass es eine solche frühe Behaimkarte je gegeben hat. Hier soll es ohnehin auf etwas anderes ankommen: Beide Szenen verweisen über das bloß Performative, also über den geschickten Medieneinsatz Magellans hinaus auf eine grundsätzlichere Formation des komplementären, persuasiven, ja scharadenartigen Zusammenspiels von Menschen und Medien.³ Die eigentliche Leistung von Magellans Globus liegt darin die Kontinentalpassage *nicht* zu zeigen und die angebliche Behaimkarte wirkt, weil sie den anderen *nicht* verfügbar ist. Beide Medien überzeugen durch ein Verbergen, das zugleich einen starken Hinweis auf das persönliche Wissen Magellans in sich trägt. Magellan hatte auf einer früheren Fahrt in portugiesischen Diensten bereits die Molukken erreicht, war also ohne Zweifel Träger eines sehr wertvollen Erfahrungswissens. Bei seinem Auftritt in Valladolid hatte er zusätzlich noch einen weiteren Experten bei sich, nämlich den portugiesischen Astronomen und Kosmographen Ruy Faleiro. Festzuhalten ist vorerst, dass zumindest in diesen beiden Szenen die Leistung der eingesetzten Medien eben nicht darin besteht, etwas Abwesendes verfügbar zu machen. Sie

dienen einer Persuasion, die auf dem Nebeneinander von Medium und Mensch beruht und mit Verhüllungen operiert, mit einer Nicht-Offenlegung oder nur stückweisen, andeutungsreichen Offenlegung des Wissens. Die Medien verweisen in den entscheidenden Punkten nicht auf eine geographische Wirklichkeit, sondern auf die persönlichen, geheimen, unveräußerbaren Kenntnisse Magellans.



Abbildung 1

Sir Arthur Hopton, Öl auf Leinwand, 1641, Algur H. Meadows Collection, Dallas.
Aus: Hillgarth 2000, 32.

2. »Y si no fuese por el capitán general, nuncam habríamos navegado aquel estrecho; porque pensábamos todos y decíamos, que todo se nos cerraba alrededor. Pero el capitán que sabía tener que seguir su derrota por un estrecho muy justo, según viera antes en un mapa hecho por aquel excelentísimo hombre Martín de Bohemia.« (Pigafetta²1988, 71).

3. Vgl. dazu nun den Band: Krämer 2004.

Nun sind Szenarien des komplementären Mediengebrauchs in einer Weise üblich, dass es fast trivial ist, auf dieses Zusammenspiel hinzuweisen: Lehrer, Priester, dann auch Naturwissenschaftler stehen gewissermaßen ex officio neben den Texten oder Objekten, die sie interpretieren, wobei die eine Seite die jeweilige Geltung der anderen stützt. Auch für politische Szenarien am Hof lässt sich Entsprechendes konstatieren: Die Fürstenratgeber im Frankreich des 13. Jahrhunderts wiesen stets auf die Notwendigkeit hin, dass schriftliche Texte durch sie persönlich auszulegen seien.¹ Ein Bild des zwischen 1638 und 1644 in Madrid dienenden englischen Gesandten, Sir Arthur Hopton (Abb. 1), erinnert schließlich daran, dass auch das Geschäft der politischen Lektüre wohl in der Praxis durch mündliche Kommentare begleitet wurde, auch wenn man dies den Papieren im Archiv nicht mehr ansehen kann. Schriftlich niedergelegtes Wissen und mündliche Beratung blieben so vielfach miteinander verknüpft. Selbst Philipp II. von Spanien, der sprichwörtlich gewordene ›Papierkönig‹ (*rey papelero*), rief so gelegentlich seinen Privatsekretär hinzu, um seine Lektüren durch mündlichen Rat ergänzen zu können.²

Was aber steht in den Briefen *nicht*, was fehlt den Medien, sodass man dauernd Menschen hinzurufen muss, um sie zu ergänzen? Die klassische Antwort ist, dass ihnen der Kontext fehlt, weshalb zu ihrer Entschlüsselung und Deutung notwendigerweise weitere Wissensträger hinzutreten müssen. Die hermeneutische Situation wird damit jedoch nur unvollständig erhellt und zugleich der hier interessierende Umstand, dass es aktive Techniken des medialen Verbergens gab, im Dunkeln belassen.³ Um diese Techniken stärker in den Blick zu bekommen, muss man meines Erachtens mit einer eher räumlich und circumstantiell sensibilisierten Hermeneutik arbeiten. Die traditionelle Hermeneutik veranschaulicht Verstehensprozesse entlang der Linearität eines zeitlichen Ablaufs. In dieser Chronologie gibt es zwar Rückkoppelungen, aber diese beziehen sich auf ein in der Vergangenheit liegendes Vor-Wissen. Die gleichzeitigen, im Raum liegenden Referenzmedien, der tatsächlich gegenwärtige ›Horizont‹ eines Lesers bleibt dabei außen vor. Die hermeneutische Fixierung auf die Zeitachse bringt eine gewisse Blindheit gegenüber dem räumlich-medialen Nebeneinander von Lektüre-, Verstehens- und Kommunikationsakten mit sich. Natürlich versteht beispielsweise auch der englische Gesandte Arthur Hopton seinen Text auf der Basis eigenen Vorwissens, aber ganz offensichtlich auch mit Hilfe des im Raum befindlichen Sekretärs oder Beraters sowie der dort erkennbaren weiteren Medien, anderer Bücher

1. Ruhe 2003, 74.

2. Riba García 1959, 75, 201 f.

3. Dieser Umstand gerät offensichtlich deshalb gerne aus dem Blick, weil man in der modernistischen Logik der Zielhorizonte zwischen ›gelungener Übertragung‹ und ›misslungenen Übertragungen‹ unterscheidet, das Ziel der (intendierten) Übertragung aber immer schon voraussetzt. In Bezug auf Medien hierzu: Kiening 2007b, 326.

und Briefe. Womöglich befanden sich auch Landkarten, Globen, genealogischen Tafeln oder Porträts im Raum. Wie dem auch sei, man wird jedenfalls sein ›Verstehen‹ des gerade gelesenen Textes nur adäquat erfassen, wenn man mit einer räumlich und circumstantiell sensibilisierten Hermeneutik arbeitet. Für eine entsprechende Analyse, die sich auch auf die aktuellen Umstände von perzeptiven, kognitiven oder kommunikativen Akten im Kontext konzentriert, scheint mir das Konzept des Settings geeignet. Der Begriff des ›kommunikativen Settings‹ lässt sich beispielsweise für das Gefüge an Bedingungen verwenden, innerhalb dessen man kommunizieren konnte. Analog dazu lässt sich mit dem epistemischen Setting das Bedingungsgefüge beschreiben, innerhalb dessen einzelne Akteure etwas wissen konnten.

Die konkreten Settings wandeln sich zwar permanent (zu individuellen Konstellationen), doch lassen sich für eine bestimmte Zeit und einen sozialen Ort durchaus typische Formationen herausarbeiten. Hier soll der Blick auf zwei Formationen gelenkt werden, in denen wichtige Konterfunktionen des Mediengebrauchs erkennbar werden.

Papierbarrieren der Peripherie

Als erstes soll das Phänomen einer bewussten Dosierung der medialen Verfügbarkeit von Wissen skizziert werden. Es steht im stillen Widerspruch zum Versprechen der totalen Verfügbarkeit von Wissen, wie sie im 16. Jahrhundert bereits verwirklicht werden sollte, wohl am deutlichsten im Rahmen der spanischen Kolonialherrschaft. Für sie gab Juan de Ovando Ende der 1560er Jahre die Losung aus, dass sich Herrschaft (*gobernación*) auf ›vollständige Kenntnis‹ (*entera noticia*) stützen müsse. Wo Kenntnis fehle, sei sie zu beschaffen.⁴ Vollständige Kenntnis war jedoch nur ein politisches Postulat. Das tatsächlich verfügbare Wissen über die kolonialen Territorien blieb Stückwerk. Dass dies so ist, dass also das postulierte Ziel vollständiger Kenntnis nicht erreicht wurde, sollte man nicht vorschnell als technisches oder mentalitäres Defizit der Zeit abtun (als ihre ›Vormodernität‹), denn viele Akteure hatten einen guten Grund, ihr Wissen nie ganz in ein Medium zu übertragen. Der einleuchtendste Grund ist der, dass eine vollständige Übertragung von Erfahrungswissen in einen medialen Wissensträger – in die perfekte Karte oder den vollständigen Bericht – den ursprünglichen menschlichen Träger dieses Wissens entwertet. Würde Magellan sein Wissen – wie groß es auch tatsächlich gewesen sein mag – in eine detaillierte Karte übertragen, wäre er als Person verzichtbar. Ähnliche Strategien prägen das Informationsverhalten

4. Jiménez de la Espada 1891, 9. Zu Juan de Ovando: Poole 2004.

und den Mediengebrauch der europäischen Expansion insgesamt, was man gut schon am frühen Beispiel der Korrespondenz zwischen Christoph Kolumbus und den Katholischen Königen zeigen kann. In einem frühen Brief Isabella und Ferdinands vom 5. September 1493 heißt es:

Wir [...] haben das Buch gesehen, das Ihr uns überlassen habt, und umso mehr wir darüber gesprochen haben und hineingesehen haben, wurde uns bewusst, welch große Sache Euer Unternehmen war und dass Ihr darin mehr wisst, als man je gedacht hatte, dass man unter den Lebenden wissen werde. [...] Und damit man das Buch besser verstehen kann, erscheint es uns nötig, die Gradangaben der von Euch gefundenen Inseln und Länder zu kennen wie auch die der Routen, die Ihr eingeschlagen habt. Sendet uns dies zu unserer Gefälligkeit.¹

Kolumbus hatte also eine Probe seines exklusiven Wissens in Form eines Buches geliefert, die gefallen hatte, weshalb die Könige nun nach mehr verlangten. Der Entdecker antwortete darauf mit einer Politik der Teillieferungen, übermittelte Beschreibungen, die zwar ausreichten, um als kronloyaler ›Dienst‹ verstanden zu werden, aber das Erkenntnisinteresse der Könige niemals ganz befriedigten, sondern eher weiter stimulierten. In einem Schreiben der Katholischen Könige vom August 1494 ist zu erkennen, wie einzelne Bestandteile der bereits gesendeten Berichte zum Auslöser weiterer Nachfragen geworden waren:

Wir haben Eure Briefe und Memorialie gesehen [...]. Und obwohl Ihr alle Dinge in ausreichender Länge sagt, von denen es eine Lust und eine Freude ist, zu lesen, wollen wir doch etwas mehr über das wissen, worüber Ihr nicht geschrieben habt, damit wir wissen, wie viele Inseln bis heute gefunden wurden, und welche Namen Ihr ihnen gegeben habt. Denn obwohl Ihr einige von ihnen in Euren Briefen benennt, sind es nicht alle, und in anderen Fällen sind es die Namen, die die Indios verwenden. Und: wie weit ist es von einer zur anderen. Und: was habt Ihr auf jeder dieser Inseln gefunden [...]. Und grundsätzlich wollen wir alle Jahreszeiten wissen, wie sie in jedem einzelnen Monat sind, denn nachdem was Ihr sagt, scheint ein großer Unterschied zwischen den dortigen Witterungen und den hiesigen zu bestehen. Manche möchten sagen, dass es dort zwei Winter und zwei Sommer gibt. Und das schreibt uns alles zu unserer Gefälligkeit. Und schickt uns alle weiteren Falken, die von dort zu schicken sind, wie auch alle Vögel, die es dort gibt und die man haben kann, denn wir wollen sie alle sehen.²

1. »Nosotros mismos y no otro alguno hemos visto algo del libro que nos dejastes, y cuanto más en esto platicamos y vemos, conocemos cuán gran cosa ha seido este negocio vuestro y que habéis sabido en ello más que nunca se pensó que pudiera saber ninguno de los nacidos. ¡Plega a Dios que lo venidero consiga con lo comenzado! [...]. Y porque para bien entenderse mejor este vuestro libro, habíamos menester saber los grados de las islas y tierra que fallastes y los grados del camino por donde fuistes, por servicio nuestro que nos lo enviéis luego«, zitiert nach Jiménez de la Espada, 1891, 13 f.

Wichtig erscheint es mir, hervorzuheben, dass eine solche Politik der medialen Teillieferungen nicht bloß als jene dramaturgische Verzögerung von Aussagen zu verstehen ist, mit der man auch in mündlichen Dialogen Spannung aufbauen kann. Die eigentliche Spannung liegt hier nicht im Zeitlichen, sondern im Räumlichen. Christoph Kolumbus war durch seine enorm weite Entfernung vom Hof in einer prekären Situation, die durch regelmäßige Korrespondenz nicht aufgelöst, aber modifiziert werden konnte. Einerseits konnte sich Kolumbus in den Kreis der wichtigsten Korrespondenten und Berater des Hofes einschreiben, also jene ›Herrschnähe‹ wenigstens partiell medial bewahren, an der es ihm durch sein Wirken in der Ferne eigentlich mangelte. Andererseits beruhte seine Macht jedoch mit auf der Möglichkeit, die räumliche Allokation des Wissens über die neu entdeckten Länder zu regulieren. Der in der Ferne wirkende Kolumbus ließ dabei den Königen niemals ›vollständige Kenntnis‹ zukommen, ja er musste sich hüten, dies zu tun, damit kein Dokument entstand, das den Experten für das Remote medial substituierte. Seine Macht – wie die vieler anderer Protagonisten der Expansion – beruhte auf dem ›Rest‹ des Nicht-Verfügbaren. In den Briefen wird so zwar ständig Wissen übermittelt, doch wird im Rücken dieser kommunikativen Dienste jene Domäne des Nicht-Verschriftlichten gepflegt, aus der sich die Macht der Korrespondenzpartner eigentlich speist: Sie begründet ihre Unersetzbarkeit (als Träger eines ansonsten nicht verfügbaren Wissens) und weitet ihren Handlungsspielraum. Dass die Könige also irgendwann ›alles wissen‹, ›alles sehen‹ und alles zugesendet bekommen wollen, ist nicht einfach eine Entgrenzung ihrer persönlichen Neugierde, sondern Zeichen des gewachsenen Bewusstseins dafür, dass es politisch notwendig ist, das Wissen an den Hof zu holen, es von Personen abzulösen und in schriftliche oder kartographische Medien zu übertragen, also die informationelle Überlegenheit des Beschreibers vor Ort und der Berater am Hof auszuhebeln. Dies blieb eine sehr folgenreiche Illusion. Im Falle der Korrespondenz zwischen Kolumbus und den Katholischen Königen wurde die Bericht-erstattungspflicht verschärft und mit Hilfe von Frage-listen und einem notariellen Schreiber durchgesetzt.

2. »Vimos vuestras letras e memoriales que nos enbiastes [...] y visto todo lo que nos escribisteis, como quiera que asaz largamente decís todas las cosas, de que es mucho gozo y alegría leerlas; pero algo más queríamos que nos escribiédeses, así en que sepamos cuántas islas fasta aquí se han fallado, y a las que habéis puesto nombres, qué nombre a cada una; porque, aunque nombráis algunas en vuestras cartas, no son todas, y a las otras los nombres que las llaman los indios; y cuánto hay de una a otra, y todo lo que habeis fallado en cada una de ellas; [...]. Y principalmente deseamos saber todos los tiempos del año qué tales son allá en cada mes por sí; porque a nos parece que en lo que decís que hay allá mucha diferencia en los tiempos a los de acá, algunos quisieran decir si en un año hay alla dos inviernos y dos veranos. Y todo nos lo escribáis por nuestro servicio; y enviadnos todos los más halcones que de allá se pudieren enviar y de todas las aves que allá hay y se pudierne haber, porque queríamoslas ver todas.«, zitiert nach Jiménez de la Espada [1881] 1965, 14.

Der Schreiber sollte Kolumbus begleiten, die Abfassung von Berichten autorisieren, also einen amtlichen Blick hinter die Barrieren der Briefe werfen. Als Kolumbus 1502 zu seiner vierten Reise aufbrach, enthielten seine Instruktionen erstmals entsprechende Bestimmungen:

Und Ihr habt uns über die Größe der genannten Inseln zu informieren, und Ihr habt Aufzeichnungen über alle Inseln und die [darauf lebenden] Menschen zu machen und darüber, welcher Art sie sind, damit Ihr uns über alles einen vollständigen Bericht bringen könnt. [...] Ihr habt auf diesen Inseln und dem Festland [...] zu sehen, ob es Gold, Silber, Perlen, edle Steine oder Gewürze oder sonstige Dinge gibt, und in welcher Menge und welchen Ursprungs. Und von all dem habt Ihr vor unserem Schreiber und Amtmann Bericht zu erstatten, dem wir anordnen, dazu mit Euch zu gehen, damit wir über alle Dinge Bescheid wissen, die es auf den besagten Inseln und dem Festland gibt.¹

Insgesamt ist also erkennbar, dass aus politischen Gründen versucht wurde, den ›Rest‹ des in den bisherigen Briefen nicht übertragenen lokalen Wissens zu verkleinern. Dies sollte zum einen durch das Einsetzen eines amtlichen, vereidigten Beobachters zweiter Ordnung geschehen, zum anderen durch eine stärker formalisierte, interrogative Abfragetechnik. Beides sind Elemente einer inquisitorischen Rechtskultur, doch geht es hier nicht um die Vorgeschichte dieser Techniken. Ich will stattdessen eine weitere Formation skizzieren, die vor allem für den Mediengebrauch am Hof und in Hofnähe typisch war. Sie betrifft höfische Strategien der Abwehr hereinströmender Interessen.

Papierbarrieren des Hofes

Der vormoderne Hof ist ein Ressourcenzentrum, das über die Vergabe von Ämtern, Pfründen, Privilegien und Gunsterweisungen verfügt. Er zog daher permanent Prätendenten an, ja er funktionierte ganz wesentlich, wie Rudolf Schlögl es ausdrückte, »indem er Anwesenheit in Machtchancen und materielle Ressourcen verwandelte«². Hofnähe war eben »günstig«, weil sie die Chancen auf entsprechende Zuteilungen erhöhte. Diese hohe Attraktivität des Hofes war für ihn selbst jedoch dysfunktional, weshalb Höfe den Zustrom durch diverse kommunikative, soziale und architektonische Barrieren beschränkten.³ Ihre Raumstruktur, ihr

1. »y habéis de informaros del grandor de las dichas islas, e facer memoria de todas las dichas islas, y de la gente que en ellas hay y de la calidad que son, para que de todo nos traigáis entera relacion. Habéis de ver en estas islas y tierra firme que descubriéredes, qué oro e plata e perlas e piedras e especería e otras cosas hobiere, e en qué cantidad e cómo es el nascimiento de ellas, e facer de todo ello relacion por ante nuestro escribano e oficial que Nos mandamos ir con vos para ello, para que sepamos de todas las cosas que en las dichas islas e tierra firme hobiere«, Instruktion zur vierten Reise von Christoph Kolumbus vom 14. März 1502, ediert in: Fernández de Navarrete ²1858, 427 f.
2. Schlögl 2004, 193.
3. Winterling 1999, 37 f.; Pečar 2003, 22–92.

Zeremoniell, ihr Personal hatten die ambivalente Aufgabe, den Herrscher weitgehend abzuschirmen, aber zugleich den Rest an Zugänglichkeit zu ihm zu gestalten, also über das knappe Gut an Kommunikationschancen zu wachen. Briefe waren dabei per se durchaus geeignet, die aufwändig errichteten Barrieren zu unterlaufen, doch konnten nur wenige eine direkte Korrespondenz mit dem Herrscher pflegen. Üblich ist vielmehr, dass auch die schriftliche Kommunikation die halb-bürokratische, halb-klienteläre Maschinerie der Weiterleitung, Beschleunigung oder Verzögerung (bis hin zur Blockade) zu durchlaufen hatte, in der es eben keinen klaren Dienstweg der Weiterleitung schriftlicher Anliegen gab. Auch wenn die Amtsinstruktionen der Frühen Neuzeit bereits eine Art Schaltplan des Kommunikationsflusses suggerieren: Konstitutiv erscheint mir das unabgestimmte Nebeneinander zwischen amtlichen Routinen und persönlicher Fürsprache. Der spanische Chronist Juan Páez de Castro verdeutlichte seinem Freund Jerónimo Zurita beispielsweise, weshalb er derzeit am Hof nicht durchdringen könne:

Ich bin so weit vom Hof zurückgezogen, dass ich allenfalls mit Briefen dienen könnte, und die bedeuten wenig, wenn sie nicht von jemanden bei sich geführt werden, der aufdringlich verhandelt.⁴

Versteht man den Hof in diesem Sinne als eine komplexe Struktur ganz unterschiedlicher Barrieren, (deren Höhe nicht zuletzt den Preis ihrer Überwindung bestimmt), dann lässt sich auch die Ambivalenz von Medialität am Hof präziser bestimmen. Briefe mögen die Barrieren des Palastes leichter durchdringen, doch tragen sie den Makel einer bloß »mittelbaren« Präsenz an sich. Die Vormoderne bevorzugt bekanntlich persönliche Nähe und Unmittelbarkeit, was jedoch nur in einigen Bereichen gut untersucht ist. Wir wissen beispielsweise relativ genau, welche hohe Bedeutung direkter Augenzeugenschaft vor Gericht zugesprochen wurde. Wir wissen, was Autopsie für den Wissenschaftler oder Ohrenzeugenschaft und Hofnähe für den Historiker der Vormoderne bedeuteten. Der Wert eines Zeugen hing jedoch nicht lediglich von der Nähe seiner Beobachtung, sondern immer auch von seinem sozialen Stand und seiner persönlichen Glaubwürdigkeit ab. Die Beglaubigungstechniken der Vormoderne stehen auf diesen beiden ungleichen Beinen, was zu einer Reihe von Problemen führt, von denen ich hier nur das mediale herausgreife: Das Notat eines Sachverhaltes alleine, also eine Beschreibung in Text oder Bild, besaß im besten Falle Evidenz und Anschaulichkeit, aber nicht schon sozial gestützte Glaubwürdigkeit. Im Gegenteil: Da es als Medium ja dazu geschaffen war, von einem Ort (mit seinem jeweiligen sozialen Wissen) an einen anderen Ort (mit ganz anderem sozialen Wissen)

4. »Yo estoy tan retirado de la Corte, que no puedo servir sino con cartas, y estas importan poco, sino las lleva quien negocie con importunidad«, vgl. Uztarroz/Dormer 1680, 488.

übertragen zu werden, ging mit dem Akt der Übertragung immer auch der soziale Referenzrahmen verloren, der das Wissen um die Glaubwürdigkeit der Zeugen oder Autoren enthält. Die zeittypische Lösung des Problems besteht in Netzwerkkommunikation¹ oder, wie schon im Falle von Christoph Kolumbus zu sehen war, in beglaubigten Berichten, die eine zweite Ebene der Beobachtung mit sich führen, auf der über die beteiligten Personen und das Verfahren berichtet wird. Es wurde also ein Beobachter des Beobachters eingeschaltet, dem man deshalb vertraute, weil es sich üblicherweise um einen vereidigten Schreiber handelte. Entsprechende Kontrollmechanismen durch vereidigte Beobachter mögen dazu beigetragen haben, den Missbrauch zu beschränken. Sie konnten aber schwerlich politisches Vertrauen in einem positiven Sinne konstituieren. Dieses gründet traditionellerweise auf persönlicher Nähe bis hin zur Berührung, etwa im Akt der Anvertrauung (*commendatio*) des Lehensmannes. Wie die Mediävistik zeigen konnte, spielte persönliche Nähe (Unmittelbarkeit) auch beim Kommunizieren von Bitten oder untergeordneten Herrschaftsträgern eine ganz entscheidende Rolle.² Unmittelbares Vorsprechen scheint den Herrscher in einer viel stärkeren Weise zu involvieren und zu verpflichten, als es eine schriftliche Supplik vermag. Die Anwesenheit des Bittstellers zwingt ihn in seine Herrscherrolle, ertrotzt rollenkonforme Reaktionen (etwa des ›Schutzes‹, der ›Milde‹ oder pastoralen Fürsorge). Ruft man sich die zentrale Stellung der ›Audienz‹ in der Politik in Erinnerung, so wird deutlich, dass dies keine bloße Vormodernität ist, sondern auf einem bis heute greifenden Vorrang unmittelbarer Kommunikation vor jeglicher Form der Mittelbarkeit beruht.

Die Konterfunktion des Medialen zeichnet sich damit bereits ab: Medien erzeugen jene Mittelbarkeit, mit der sich Bindeeffekte politischer Nahesituationen (Unmittelbarkeit) vermeiden lassen. Sie entlasten den Herrscher also, weil sie bloß ›Texte‹ übertragen und nicht mit jeder Übertragung schon den politisch-archaischen Minimalakt des Aufbaus eines Loyalitäts- und Schutzverhältnisses betreiben. Medien besitzen deshalb in größeren Herrschaftsverbänden eine ganz entscheidende Rolle, ohne dass damit eine Festlegung auf einen harten Medienbegriff einhergehen muss. Ganz im Gegenteil: Alle sich zwischen den Herrscher und seine Untertanen schiebenden ›Mittler‹, auch Sekretäre oder Ratgeber, wirken an der Gestaltung von Distanz und Nähe, der Dosierung von Verpflichtungen mit, die sich aus Kommunikationsakten ergeben. Sie fangen Teile der aus einer Mitteilung resultierenden responsiven Last auf und tragen auf diese Weise insgesamt dazu bei, Verantwortung zu verunschärfen. Ganz gleich ob die Verantwortung sich dann in klienteläre Netze verästelt

oder in bürokratischen Routinen erschöpft. Die Mittelbarkeit des Vorsprechens, die direkte Zuspitzung der Verantwortung auf den Herrscher, ist damit verhindert, ohne dass sich der delegitimatorische Effekt einer gänzlichen Kommunikationsverweigerung eingestellt hätte. Diese Überlegungen verleiten zu der These, dass mindestens ein Teil des zunehmenden Schriftgebrauchs, der die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Residenz- und Staatsbildungsprozesse begleitete, nicht auf eine Verbesserung der Kommunikation (also auf Übertragungsleistung) abzielte, sondern auf ihre Konterfunktion, auf die Vermeidung von Unmittelbarkeit, ja die bewusste Gestaltung von kommunikativer Distanz.

Für Spanien seien hierzu zwei Beispiele angeführt. Das erste verdeutlicht die hohe Aufmerksamkeit für die Frage der Zugänglichkeit des Herrschers: Der königliche Almosengeber Luis Manrique de Lara kritisierte bereits Ende der 1570er Jahre die persönliche Neigung Philipps II., Audienzsituationen zu vermeiden und sich stark abzuschotten: Die Könige seien auf Erden eingesetzt worden: »Damit sie öffentliche und zugängliche Orakel seien, zu denen alle Untertanen kommen, um Antworten und Abhilfen zu erhalten, für ihre Anliegen, ihre Arbeiten und Trost in ihrem Leid«. Weiter warnte Manrique den König vor ehrgeizigen Höflingen, die alles für sich beanspruchen würden und deshalb »keine Türen, sondern Schleusentore« (die Metaphorik weist schon auf den modernen kommunikationswissenschaftlichen Begriff des *gatekeepers* voraus) seien. Früher habe der Beichtvater des Königs noch eine »Ritze« (*resquicio*) dargestellt, durch die man den König erreichen konnte. Er sei »das Medium und der kürzeste Weg« gewesen, um dem König Beschwerden vorzulegen. Aber auch diese Tür sei nun verschlossen. Es schien, als habe sich Seine Majestät »nach und nach absichtlich völlig unzugänglich gemacht, und sich in einen Turm ohne Türen und Fenster begeben, um weder die Menschen zu sehen noch von diesen gesehen zu werden«.³

Das zweite Beispiel zeigt, wie Schriftlichkeit eingesetzt wurde, um den unmittelbaren Druck von Prätendenten auf den Hof zu verkleinern. Schon im 16. Jahrhundert häuften sich die Klagen, dass Prätendenten für Ämter, Pfründe und Gunsterweisungen aus den amerikanischen Territorien in großer Zahl persönlich nach Madrid reisten. Sie würden dort, wie es in einem Bericht von 1610 heißt, unter Aufbringung all

1. Mauelshagen 2003, 119–151.

2. Görlich 2001, 36–44.

3. »para que fuesen y sean publicos y patentes oraculos adonde todos los subditos vengan por respuestas y por remedio de sus neçesidades y trabajos y consuelo de sus afliciones [...] los sobervios y ambiciosos que todo lo quieren para sí no son puertas sino es [!] compuertas que solo sirben para que no entre nadye sino es ellos. [...] de manera que parecía que V. M. de industria se avia poco a poco echo totalmente inaccesible y metidose en una torre sin puertas y ventanas para no ber a los hombres ni que ellos pudiesen ver a V. M.«, Biblioteca Nacional de España, Ms. 18718(55, fol. 99»; »siendo el confesor el medio y camino mas derecho por donde se an de representar a V. M. las querellas«, ebd., fol. 100».

ihrer ökonomischen Reserven zwischen drei und sechs Jahren, manchmal auch mehr, verbringen.¹ Ganz offensichtlich versprach man sich von dem persönlichen Aufenthalt in der Nähe des Hofes sehr viel mehr als von einer schriftlichen Eingabe. 1588 wandte sich Philipp II. erstmals gegen das Überhandnehmen des Phänomens und ordnete den Ratsherren des für Amerika zuständigen Indienrates an:

In Anbetracht dessen, dass hierher viele Personen [aus Amerika] mit dem Bestreben kommen, eine Stelle zu erhalten und sich daraus viele Übelstände ergeben, wie die langen Reisen, viel Arbeit, Risiko und hohe Kosten [...], ordne ich Euch an, dass Ihr allen Personen, die aus Amerika gekommen sind und sich an meinem Hof befinden und [...] eine Würde, Pfründe oder Gunst [...] Stelle oder anderer Ämter erwarten [...], Bescheid gebt, dass sie, nachdem sie ihre Papiere und Memoriale abgegeben haben, den Hof zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren haben [...]. Und dass sie sich nicht länger hier aufhalten [...], da ich niemandem eine Gunst erweisen werde, bis er nicht an seinen Ort [...] zurückgekehrt ist.²

Die Papiere sollen also bleiben, die Menschen aber nach Hause gehen. Schriftlichkeit hatte in diesem Fall nicht Abwesenheit zu überwinden, sondern zu erzeugen. Sie ist als eine Chance erkennbar, dem enormen Druck der aus dem ganzen Herrschaftsgebiet hereinstömenden Interessen ein »Barrieremedium« entgegenzustellen. Der König betonte angesichts des hohen Drucks die Exklusivität des Schriftweges, mehr noch: Er versuchte das Nähe-Prinzip umzukehren, also nur noch ferne Bittsteller zu belohnen, doch setzte sich diese Politik nie wirklich durch.³ Entscheidend ist für die Überlegungen dieses Beitrags, dass Schriftlichkeit hier konterfunktional eingesetzt wurde, um Kommunikation zu verzögern und politisch zu entschärfen. Man machte es sich zunutze, dass Papier in einem prinzipiellen Sinne »geduldig« ist (mündliche Bittsteller, die in Audienzen leibhaftig vor den Herrscher treten, sind dies allenfalls aus taktischen Gründen). Der venezianische Botschafter Francesco Morosini notierte 1581 entsprechend,

1. Madrid, Januar 1610, gezeichnet von Don Juan de Acuña, Archivo General de Indias, Indiferente 878, unpaginiert.
2. »Presidente e los del nr. consejo de las Indias por que mirado en que se viene aqui muchas perssonas dellas con pretensiones de ser proveidas y que de mas de otros muchos ynconvinientes que desto se sigue como los viajes son tan largos y de tanto trabajo riesgo y costas [...] os mando que luego agais notificar a todas las personas ecclesiasticas y seglares que an venido de las Indias y stan en mi corte en pretensiones [...] que dexando sus papeles y memoriales se salgan luego de la corte y se buelvan a las Indias en las flotas que se aprestan a perceviendoles que lo cumplan ansí precissamente y que no se detengan mas ni pierdan esta occision [!] por que asta que se ayan buelto cada uno a la parte de donde hiviere venido no les hare merced ni se tratara de sus provisiones«, El Escorial, 22. Juni 1588, AGI, Indiferente 878, unpaginiert.
3. Fernández Navarrete, Sekretär unter Philipp III. und Philipp IV., schlug 1626 erneut vor, nur diejenigen durch Gunsterweisungen zu entlohnen, die zuhause geblieben wären. In Madrid würden Gunsterweisungen ohnehin gewöhnlich denen zukommen, die am hartnäckigsten verhandeln würden, nicht den stillen, aber verdienstvollen Untertanen der Krone. Vgl. Fernández Navarrete 1626, 83 und 180–182.

dass Philipp II. deshalb schriftliche Konsultationen der mündlichen Audienz bevorzuge, weil ihn Papiere nicht zu einer sofortigen Antwort drängten, ihm also Zeit für die Antwort gäben.⁴ Die am Problem der Langsamkeit schriftlicher Administration ansetzende Medienschelte ist bekannt. Sie wurde besonders prägnant durch die Predigten des portugiesischen Jesuiten Antônio Vieira zugespitzt: Früher sei der Fürst von Räten beraten worden, heute würde er »in Papier eingewickelt«. Die Einführung von Papier und Tinte habe dazu gedient, die Bittgesuche in die Länge zu ziehen, sodass eher die Geduld und das Leben als die angestrebten Geschäfte an ein Ende kämen. In biblischen Zeiten sei das anders gewesen, denn das Evangelium bezeuge, dass man Jesus Christus an einem einzigen Tag verurteilt und auch hingerichtet habe. So schnelle Verfahren seien heute undenkbar. Hätten damals schon Papier und Tinte regiert, die Menschheit wäre bis heute unerlöst geblieben.⁵

Für Philipp II. kann man zeigen, dass er auch in mündlichen Audienzen Papiere nutzte. Im April 1577 schrieb er seinem Privatsekretär, dass er schon verstanden habe, wie wichtig es sei, einen gewissen Juan Fernández anzuhören, und dass er »die Papiere mitnehme, um mit ihnen in der Hand zu sprechen«.⁶ Entsprechende Techniken eines dissimulativen Mitführens von Papieren in Gesprächssituationen dürften sehr alt sein. Als explizite taktische Anweisung finden sie sich in einem spätmittelalterlichen französischen Inquisitorenhandbuch. Der Inquisitor solle beim Verhör Papiere in der Hand halten und gelegentlich in sie hineinsehen, um dem Verhörten zu signalisieren, dass er über weiteres Wissen verfüge.⁷ Hervorzuheben ist dabei meines Erachtens, dass es nicht um symbolischen Schriftgebrauch im klassischen Sinne geht, also um das Zeigen einer Bibel oder des Gesetzes. Nichts Heiliges, kein normativer Text, sondern eine bloße empirische Aufzeichnung wird von dem Mächtigeren im Gespräch in der Hand gehalten. Ihr Inhalt bleibt dem anderen ohnehin verborgen, sodass sich der gleiche Effekt mit inhaltlich beliebigen oder auch leeren Blättern erzeugen ließe. Erneut wirkt das Medium also durch eine Verbergungsleistung. Durch sie generiert es Macht über den Kommunikationspartner, beschäftigt dessen Phantasie und wird zu einer Projektionsfläche seiner Ängste. Blickt man auf die Formation als Ganzes, so verändert der Text in der Hand des Mächtigen die Dialogstruktur.

4. »le par vantaggio non aver a rispondere all'improvviso, e però desidera che le siano fatte le dimande in scrittura per aver tempo da considerar la risposta.« So der Bericht des Venezianers Francesco Morosini von 1581, hier in: Firpo 1981, 768.
5. »Agora estareis mais empapelado, mas nem por isso mais bem aconselhado [...] Introduzir papel e tinta (ao menos tanto papel e tanta tinta) nos Conselhos e nos Tribunais, foi traça de fazer o tempo curto, e os requerimentos largos, e de se acabar primeiro a paciência e a vida, que nos negócios.« Vgl. Vieira 2001, 307 f.
6. Riba García 1959, 104.
7. Given 1997, 48; Scharff 2004, 134 f.

Mit ihm befindet sich gleichsam eine weitere Person im Raum. Sie gibt sich nicht zu erkennen, steht aber auf Seiten des Mächtigen und hat ihm seine Beobachtungen bereits anvertraut. Das Papier steht für den unbekanntem Denunzianten, der der Obrigkeit nicht nur seine ›Stimme‹ übertragen hat, sondern auch die exekutiven Konsequenzen überantwortet. Mit seiner Hilfe wird die Beziehungsstruktur der face-to-face-Kommunikation modifiziert, und zwar dahingehend, dass andere Verantwortungen des Mächtigeren, also Gegenparteien, Gegenstimmen, das Gemeinwohl usw., vergegenwärtigt werden.

Die Palette medial modifizierter Kommunikationsweisen ist enorm breit. Schriftlichkeit verschob auch für den Fürsten das höfische Kräftespiel, da er sich natürlich nicht nur von den Folgeverpflichtungen persönlicher Gespräche frei zu halten hatte, sondern vor allem von den Täuschungen und Scharaden der sich um ihn herum verdichtenden Mittler, Berater und Papiere. Das Mittel der Wahl bestand darin, bei aller zeremoniellen Festlegung, doch auch kommunikative Unabgestimmtheiten zu pflegen, um die eigene Berechenbarkeit klein zu halten. Die sorgsam gewahrten Rangordnungen konnten durch den Willen des Herrschers, durch Gunst, bewegt, modifiziert, auch situativ invertiert werden. Audienz und Lektüre ließen sich kombinieren, um zuzuhören *und* zu lesen und so die Chance zu erhöhen, Widersprüche, Täuschungen oder Illoyalitäten selbst aufzudecken. Eigentlich, so urteilte der venezianische Botschafter Sigismondo Cavalli 1570, sei selbst der unablässig arbeitende Philipp II. faul. Er lese nur, weil er seinen Ministern nicht traue.¹ Die Möglichkeiten des Mediengebrauchs veränderten das kommunikative Setting des Fürsten, die Ökonomien der Überzeugung und des Betrügens, die Arbeit der Vorzimmer, die Chancen des Günstlingswesens und die Legitimation der Regierungsbürokratie. Auch wenn auf viele Konsequenzen des Schriftgebrauchs hier nicht eingegangen werden konnte, so dürfte doch deutlich geworden sein, dass modernistische Darstellungen des Medialen etwas vorschnell dazu neigen, dem Gebrauch von Medien die Absicht einer Übertragung zu unterstellen. Der Mediengebrauch ist durch eine tiefe Ambivalenz seiner Funktionen gekennzeichnet. Sie gilt es gerade dann im Auge zu behalten, wenn über die Motivationen für die Einführung schriftlicher Verwaltung oder die Übertragung von Herrschaftswissen in Karten, Tabellen und Statistiken zu sprechen ist, also über Felder, die weiterhin stark im Lichte der Rationalitäts- und Effizienzpostulate der Moderne betrachtet werden.

1. Firpo 1981, 507.

Bibliographie

Ungedruckte Quellen

- Archivo General de Indias, Sevilla (AGI): Indiferente 878
Biblioteca Nacional de España, Madrid: Ms. 18718.

Gedruckte Quellen

- Fernández de Navarrete, Martín (Hrsg.) (21858): *Colección de los viajes y descubrimientos que hicieron por mar los españoles desde fines del siglo XV*. Bd. 1: *Viajes de Colón: Almirantazgo de Castilla*. Madrid: Imprenta Nacional.
- Fernández Navarrete, Pedro (1626): *Conservacion de monarquias y discursos políticos sobre la gran consulta que el consejo hizo al señor Don Felipe tercero al presidente, y consejo supremo de Castilla*. Madrid: Imprenta Real.
- Firpo, Luigi (Hrsg.) (1981): *Relazioni di ambasciatori veneti al Senato. Tratte dalle migliori edizioni disponibili e ordinate cronologicamente*. Bd. 8: *Spagna (1497–1598)*. Turin: Bottega d'Erasmus (= Monumenta politica e philosophica rariora; Serie 2, 17).
- Jiménez de la Espada, Marcos (Hrsg.) (1891): *El código ovandino*. Madrid: Imprenta de Manuel G. Hernández.
- Las Casas, Bartolomé de (21965): *Historia de las Indias*. Bd. 3. Hrsg. von Agustín Millares Carlo. Mexiko-Stadt: Fondo de Cultura Económica (= Biblioteca Americana; Serie: Cronistas de Indias).
- Pigafetta, Antonio (21988): *Primer viaje alrededor del mundo*. Hrsg. von Leoncio Cabrero. Madrid: Historia 16 (= Crónicas de América, 12).
- Riba García, Carlos (Hrsg.) (1959): *Correspondencia privada de Felipe II con su secretario Mateo Vázquez, 1567–1591*. Madrid: C.S.I.C.
- Schleiermacher, Friedrich (2008): »Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern«, in: ders.: *Über die Religion. Schriften, Predigten, Briefe*. Hrsg. von Christian Albrecht. Frankfurt a.M.: Verlag der Weltreligionen, 13–193.
- Uztarroz, Juan Francisco Andrés de/Dormer, Diego José (Hrsg.) (1680): *Progressos de la historia en el Reyno de Aragón [...]*. Saragossa.
- Vieira, Antônio (22001): *Sermões*. Bd. 1. Hrsg. von Alcir Pécora. São Paulo: Hedra.

Forschungsliteratur

- Böhme, Hartmut (2004): »Das Unsichtbare. Medien-geschichtliche Annäherungen an ein Problem neuzeitlicher Wissenschaft«, in: Krämer, Sybille (Hrsg.): *Performativität und Medialität*. München: Fink, 215–245.
- Crivellari, Fabio/Sandl, Marcus (2003): »Die Medialität der Geschichte. Forschungsstand und Perspektiven einer interdisziplinären Zusammenarbeit von Geschichts- und Medienwissenschaften«, in: *Historische Zeitschrift* 277, 619–654.
- Given, James B. (1997): *Inquisition and Medieval Society. Power, Discipline, and Resistance in Languedoc*. Ithaca, N.Y.: Cornell University Press.

- Görich, Knut (2001): *Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Symbolische Kommunikation in der Vormoderne).
- Hillgarth, Jocelyn N. (2000): *The Mirror of Spain, 1500–1700. The Formation of a Myth*. Ann Arbor: University of Michigan Press (= History, Languages, and Cultures of the Spanish and Portuguese Worlds).
- Jiménez de la Espada, Marcos ([1881] 1965): »Antecedentes«, in: ders.: *Relaciones geográficas de Indias, Perú*. Bd 1. Hrsg. von J. Urbano Martínez Carreras. Madrid: Atlas (= Biblioteca de Autores Españoles, 183), 5–117 [Nachdruck der Ausgabe Madrid 1881].
- Kiening, Christian (2007a): »Mediale Gegenwärtigkeit. Paradigmen – Semantiken – Effekte«, in: ders. (Hrsg.): *Mediale Gegenwärtigkeit*. Zürich: Chronos (= Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen, 1), 9–79.
- Kiening, Christian (2007b): »Medialität in mediävistischer Perspektive«, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 39, 285–352.
- Koschorke, Albrecht (1999): *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Krämer, Sybille (Hrsg.) (2004): *Performativität und Medialität*. München: Fink.
- Mauelshagen, Franz (2003): »Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der Frühen Neuzeit«, in: Frevert, Ute (Hrsg.): *Vertrauen. Historische Annäherungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 119–151.
- Mersch, Dieter (2007): »Absentia in Praesentia. Negative Medialität«, in: Kiening, Christian (Hrsg.): *Mediale Gegenwärtigkeit*. Zürich: Chronos (= Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen, 1), 81–94.
- Pečar, Andreas (2003): *Die Ökonomie der Ehre. Der höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740)*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Symbolische Kommunikation in der Vormoderne).
- Poole, Stafford (2004): *Juan de Ovando. Governing the Spanish Empire in the Reign of Philip II*. Norman: University of Oklahoma Press.
- Ruhe, Doris (2003): »Ratgeber. Hierarchie und Strategien der Kommunikation«, in: Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.): *Medien der Kommunikation im Mittelalter*. Stuttgart: Steiner (= Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, 15), 63–82.
- Scharff, Thomas (2004): »Die Inquisitoren und die Macht der Zeichen. Symbolische Kommunikation in der Praxis der mittelalterlichen dominikanischen Inquisition«, in: *Praedicatores, Inquisitores*. Bd. 1: *The Dominicans and the Medieval Inquisition. Acts of the 1st International Seminar on the Dominicans and the Inquisition, 23–25 February 2002*. Rom: Istituto Storico Domenicano (= Dissertationes Historicae, 29), 111–143.
- Schlögl, Rudolf (2004): »Der frühneuzeitliche Hof als Kommunikationsraum. Interaktionstheoretische Perspektiven der Forschung«, in: Becker, Frank (Hrsg.): *Geschichte und Systemtheorie. Exemplarische Fallstudien*. Frankfurt a.M.: Campus (= Campus Historische Studien, 37), 185–225.
- Winterling, Aloys (1999): »Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit. Forschungsprobleme und theoretische Konzeptionen«, in: Jacobsen, Roswitha (Hrsg.): *Residenzkultur in Thüringen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*. Bucha: Quartus (= Palmbaum-Texte, 8), 29–42.

Kalkül und Kontingenz. Narrative Strukturen in Hieronymus Dürers *Lauf der Welt Und Spiel des Glücks*

JAN MOHR

Das Teilprojekt B 6 »Autorität des Nichtigen: Wissensformen und Geltungsansprüche »niederer« Erzählens im 15. bis 17. Jahrhundert« untersucht exemplarisch jene Formen der Speicherung, Organisation und Reproduktion partikularistischen Wissens, die in Gestalt von Texten aus den Traditionen »niederer« Erzählens überliefert sind. In der aktuellen Projektphase stehen die deutschen Adaptationen des Pikaroromans vom 17. bis zum beginnenden 18. Jahrhundert im Mittelpunkt. Mit dem folgenden Beitrag bietet der Autor einen Einblick in die Projektarbeit.

Die Kontingenz der Welt als Erzählprogramm

Für die erstaunliche Karriere, die der Schelmenroman seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Gesamteuropa machte, hat die Forschung unter anderem Gründe innerhalb eines sich ausdifferenzierenden Literatursystems angeführt. Ob er als Parodie auf die Helden der Ritterromane im Gefolge des *Amadis de Gaula* oder als Korrektur einer idealisierenden Schäferdichtung eingestuft wurde, stets argumentierte man dabei mit seinem »Realismus« und seiner konkreteren Welthaltigkeit.¹ Erzählt wird von Protagonisten am Rande der Gesellschaft – im erzkatholischen Spanien häufig jüdischer Abkunft –, die sich als Diener vieler Herren in einer feindlichen Welt – aber eben: der Welt des zeitgenössischen Alltags – durchschlagen müssen. Seit dem anonym erschienenen *Lazarillo de Tormes* (1554) folgen die Schelmenromane dabei einem narrativen Muster, wonach die Geschichte vom Protagonisten selbst in der Rückschau erzählt wird. Die einzelnen Episoden mit wechselnden Dienstherrn eröffnen den Raum für eine Typensatire, in der das Panoptikum einer bigotten Welt vorgeführt werden kann. Der »Lebensbericht des Schelms [verbindet] einen pseudoautobiographischen Erzählstrang der Selbstdarstellung mit einem paraenzklopädischen Erzählstrang der Welt Darstellung«². Aus der Rand- und Froschperspektive entsteht das Bild eines *mundus perversus*. »So wird der pícaro zum Ankläger.«³

Die Forschung hat in der überwiegenden Mehrheit das die Ganzheit und Geschlossenheit des Textes betonende autobiographische Moment zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen gemacht, hat gar im seine Vita darlegenden Ich das »moderne« Subjekt und im *Lazarillo* die »Initiationszündung [...] des modernen Romans überhaupt«⁴ zu erkennen geglaubt; im

Schelmenroman artikulierten sich »Grundprobleme des neuzeitlichen Menschen«⁵. Das Ich der Textoberfläche ist aber keineswegs von vornherein als stabiles und konsistentes Subjekt anzusetzen. In der Abfolge ihrer Episoden entfalten die Schelmenromane nur eingeschränkt ein Lernen oder Reifen, den Erwerb eines kognitiven Haushalts. Insofern stellt es eine voraussetzungsreiche Vorentscheidung dar, bei ihrer Analyse unhinterfragt vom erzählenden Ich auszugehen. Zudem schafft die konstitutive Aufspaltung in ein erzähltes, nämlich erlebendes, und ein erzählendes Ich Raum für Spannungsverhältnisse. Schon der *Lazarillo* funktioniert so.



Abbildung 1

»Lazarillo de Tormes«, Titelblatt der Ausgabe Burgos 1554.

Lázaro erzählt, das ist die Konstruktion des Textes, weil er auf die Anfrage einer nicht näher benannten hochgestellten Persönlichkeit (*Vuestra merced*) reagieren muss; dabei versucht er zu erklären, wie er zu dem geworden und in die Lebensumstände, in denen er sich befindet, geraten ist. Das impliziert von vornherein eine Strategie, Ereignetes in einem günstigen Licht darzustellen. Und nicht immer sind dabei die Perspektive des lebenserfahrenen Lázaro, der weiß, wie er in seiner Welt zurechtkommen kann, und diejenige des kleinen Knaben, der als Führer eines blinden Bettlers seinen Überlebenskampf beginnt, klar auseinandergehalten. Das pikarische Ich gibt keinen vertrauenswürdigen Erzähler ab.⁶

Eine der leitenden Hypothesen des SFB-Teilprojekts ist, dass sich in der Prozessualität des Erzählens selbst und damit quasi auf der Rückseite des »pseudoautobiographischen Erzählstrang[s]«⁷ ein spezifisch nar-

1. Vgl. den forschungsgeschichtlichen Aufriss bei Hoffmeister 1987.
2. Bauer 1994, 1 f.
3. Rötzer 2003, 724.

4. Bauer 1994, 1.
5. Ehland/Fajen 2007, 13.
6. Vgl. Bauer 1993, bes. 26–34; ders. 1994, 8–31.
7. Ebd., 1.

ratives Wissen artikulieren könnte, in dem – unter anderem – die vordergründigen Stabilisierungen von Identität und Subjektivität gerade in Frage gestellt würden. Prekär werden könnte damit beispielsweise die Exemplarizität der einzelnen Episoden, die in der Darstellung durch das Erzähler-Ich mit moralischen Wertungen besetzt werden, letztlich aber auch die Generalaussage. Eine entsprechende Fokussierung könnte sich den kulturellen Dynamiken von Wissensvervielfältigung, Ambivalenzwahrnehmungen und Formen ihrer Bearbeitung präziser annähern. Der vergleichende Blick auf die narrativen Strukturen des Schelmenromans und ihre Funktionalisierungen könnte zu höher aufgelösten Ergebnissen führen als etwa kulturwissenschaftliche Basiskategorien wie ›Karnevalisierung, die Fundamentaldichotomie Affirmation – Subversion (oder auch »subversive[] Affirmation«¹), makrohistorische Thesen wie die von der Verbürgerlichung des Pikaros² oder literarhistorische Teleologien, die den Schelmenroman als Protoform des Bildungsromans³ auffassen.

Eines der Probleme, die im Schelmenroman von Anfang an reflektiert werden, ist das der Unbeständigkeit der Welt.⁴ Von den Glücksfällen und Leiden seines Helden (›deus fortunas y adversidades‹) zu erzählen kündigt schon der Titel des *Lazarillo* an, die Bewältigung verschiedenster Zufälle und Schicksalswendungen wird durchgängig Thema der ihm folgenden Romane sein; Grimmelshausen stellt seiner *Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi* (1669) als Motto ein Gedicht voran, in dem die Unbeständigkeit der Welt zu deren einziger Konstante erklärt wird.

Kaum ein Schelmenroman aber dürfte die Fortuna-Frage so programmatisch zum Thema gemacht haben wie Hieronymus Dürers *Lauf der Welt Und Spiel des Glücks / Zum Spiegel Menschliches Lebens vorgestellt in der Wunderwürdigen Lebensbeschreibung des Tychanders*.

Bei der Darstellung seines in den Wechselfällen der Welt sich behauptenden Helden bezieht der Hamburger Theologe Dürer eine Position, die innerhalb des frühneuzeitlichen Fortuna-Diskurses keineswegs abseitig ist: Wahrhafte Ruhe lässt sich nur in Abkehr von der Welt und bei Gott finden.⁵ Dieses Orientierungswissen wird aber in der poetischen Faktur des Erzähltextes auf eigentümliche Weise modelliert; in ihr artikuliert sich ein spezifisch literarisches Wissen von der Welt, das sich nicht ohne weiteres diskursivieren lässt. Wie sich begriffliches und narrativ entfaltetes Wissen von Kontingenz und Providenz zueinander verhalten, versuche ich im Folgenden nachzuzeichnen.⁶

Dürers Roman erschien zuerst 1668, wenige Monate vor Grimmelshausens *Simplificissimus*, und kann damit beanspruchen, der erste deutschsprachige Schelmenroman zu sein, der nicht auf Übertragung einer romanischen Vorlage beruht. Das Titelkupfer zur Hamburger Erstaussgabe zeigt die fliegende Personifikation der Fortuna, die mit einem Blasrohr Seifenblasen hervorbringt; die Augenbinde und der wie ein Segel geblähte Umhang sind geläufige ikonographische Attribute der blinden Glücksgöttin, die Seifenblasen rufen die Vergänglichkeit allen irdischen Glücks wie auch, in Anspielung an das schon antike *homo bulla*, diejenige des Menschen in Erinnerung.

Von unten versucht eine weibliche Figur nach Fortuna zu greifen, die ihrerseits auf einer Kugel, möglicherweise einer Glaskugel, balanciert. Auch die Wandelbarkeit und Unbeständigkeit versinnbildlichende Kugel ist, ebenso wie das zerbrechliche Material Glas, ikonographischer Bestandteil des frühneuzeitlichen Fortuna-Diskurses.⁷

Auf dem Titelblatt wird dieser »Wunderwürdigen Lebensbeschreibung« von vornherein ein ambivalenter Status der Exzeptionalität (›wunderwürdig‹) und Exemplarizität zugleich (›Zum Spiegel Menschliches Lebens



Abbildung 2
Hieronymus Dürer: ›Lauf der Welt Und Spiel des Glücks‹, Titelkupfer der Erstaussgabe Hamburg 1668.

1. Rötzer 2003, 724.
2. Vgl. zuletzt ebd., mit Forschungsdiskussion.
3. Vgl. etwa Bauer 1994, 188 f.
4. Vgl. Röcke 1987, 16–19.

5. Vgl. die Beiträge in Haug/Wachinger 1995; Kirchner 1970.
6. Einige der folgenden Überlegungen habe ich bereits in anderem Kontext vorgestellt; vgl. Mohr (im Druck).
7. Kirchner 1970, 19 weist nach, dass die Kugel als Fortuna-Attribut im Mittelalter noch kaum eine Rolle spielte.

vorgestellt») zugeschrieben. Auch der Held Tychander ist, trotz seines außergewöhnlichen Weges, nicht so sehr Individuum als vielmehr Typenfigur. Sein vom griechischen *tyche* abgeleiteter Name legt ihn auf die Rolle des vom Glück oder Schicksal Bestimmten fest; ebenso haben zahlreiche weitere Figuren sprechende Namen und verkörpern in erster Linie Typen.¹

Der Roman erzählt Tychanders Geschichte von seiner Jugend bis zu dem Zeitpunkt, als er die Sinnlosigkeit und Eitelkeit der Welt erkannt und sich aus ihr zurückgezogen hat. Die Handlung setzt in dem Moment ein, da er sich von seinem Elternhaus aufmacht und ins Studentenleben eintritt. Mit einer luxuriösen Lebenshaltung und amourösen Abenteuern verschleudert er alles elterliche Geld, und als sein Vater stirbt und Gläubiger den Besitz der Eltern pfänden, wandert er vorübergehend in den Schuldturm. Aus diesem wird er überraschend ausgelöst; er schlägt sich nach Paris durch, findet dort keine Anstellung und kommt den Winter über bei einem Pfaffen unter, wo er um jedes Stück Brot kämpfen muss – mehrere der hier sich abspielenden Episoden sind denjenigen im zweiten *tratado* des *Lazarillo de Tormes* nachempfunden (Dürer bediente sich bei einer ganzen Reihe von Vorlagen, unter anderem bei der deutschen *Lazarillo*-Übersetzung von 1617)². Dann wird Tychander Bettler und Blindenführer – wiederum in Anlehnung an den *Lazarillo* –, ihm wird von Gespenstern der Weg zu einem Schatz gewiesen, und mit diesem neuen Kapital wird er Soldat in Frankreich und in der Schweiz. Wieder verprasst er sein Geld, nach einem missglückten Raubüberfall muss er fliehen. Er trifft in einem dichten Wald auf die schöne Liebmuende, die von ihrem Verführer Kuridelus verfolgt wird, bietet seinen Schutz an, und die beiden werden ein Liebespaar; Liebmuendes Verlobter Treuhart aber spürt sie auf und stellt sie; Liebmuende, die schwanger ist – nicht von Tychander –, erleidet vor Schreck eine Fehlgeburt und stirbt selbst dabei. Der unschuldige Tychander ist so

verwirrt, dass er sich nicht zu verteidigen weiß und für den Verführer gehalten wird. Zum Tode verurteilt, wird er in letzter Sekunde vom Schafott weg begnadigt.

Der Schauplatz der folgenden Handlungen ist der Orient: Tychander versucht sein Glück bei der Ostindischen Compagnie, erleidet aber vor Moçambique Schiffbruch und wird von Eingeborenen versklavt, die ihn an einen abessinischen Händler weiterverkaufen. In Abessinien steigt er vom Sklaven zum Liebstdiener des Erbprinzen auf, er wird in einem Bürgerkrieg Heerführer und dann zweiter Mann im Reich, verliebt sich aber ausgerechnet in eine Prinzessin der gegnerischen Partei, die als Staatsfeindin gesucht wird. So organisiert er einen Aufstand und wird selbst Herrscher, verhält sich dabei aber ebenso despotisch wie alle Tyrannen vor ihm, wird gestürzt und muss außer Landes fliehen. Er wird verraten, versklavt und verkauft, befreit und wieder gefangengenommen.

Die Schicksalswendungen folgen einander in zunehmend gesteigerter, zuletzt aberwitziger Frequenz, und Tychanders Stürze erfolgen mit jedem Mal aus größerer Fallhöhe. Zuletzt wird der Held seines Besitzes wegen von einer gierigen Schiffsbesatzung über Bord geworfen und erst im letzten Moment von zwei Fischern gerettet. Auf

dem Meer treibend – und erst dort – überkommt ihn die Reue über seinen Lebensweg, er wendet sich von der Welt ab und Gott zu, und von dieser nunmehr sicheren Warte des *contemptus mundi* aus erzählt er schließlich seine Geschichte.

Die jähren Wendungen, die Tychanders Werdegang nimmt, belegen, was sein Verfasser zur »Erklärung | Des Kupfer-blats« in ein kurzes Gedicht kleidet: dass aller Besitz so vergänglich ist wie »Wasser-blasen«, nach denen der Mensch in seiner Verblendung doch strebe, »Da indeßen unser leben nur auf einer **Kugel** steht / | die sich oft im augenblicke / und noch eh' / herumrer dreht«³. Der exemplarische Anspruch der Geschichte ist



Abbildung 3
»Lauf der Welt Und Spiel des Glücks«, Titelblatt.

1. Vgl. Unsicker 1974, 270.
2. Vgl. Rötzer 2009, 98 f.

3. Dürer [1668] 1984, unpaginiert (Bl. viii^r); alle Hervorhebungen im Original, dort durch Verwendung einer fetten Drucktype.

nicht nur in den Paratexten, sondern auch auf der diegetischen Ebene durchgehalten. Denn wenn der reuige Erzähler Tychander sein Leben berichtet, dann sucht er erstens die Heillosigkeit der Welt zu erweisen und zweitens den Leser vor ihr zu bewahren, wie er seiner Erzählung vorausschickt:

Doch bin ich nun endlich / nachdem ich lange auf dem meer der Eitelkeit herum gewallet; mit vielen winden gestritten; manchen sturm ausgestanden; von oftmahlen bulgen auf und nieder geworfen und tausenderley ungemach und gefahr erlitten in der seligen anfurt der Verschmähung der Welt angelendet.¹

Hier aber liege ich ganz sicher und scheue keine gefahr: kein toben der Welt / kein wüten des teufluffs darf ich hier fürchten: ich verlache das sausen des windes; ich verspote das rauschen der wellen. Hier stehe ich am ufer und sehe die gefährlichkeit der annoch herum irrenden / und wünsche von hertzen / daß sie auch diesen port ereilen möchten. [...] Dir aber / geliebter Leser / habe ich die gefährlichkeit meiner Lebens-reise hierinn erzehlen wollen / damit du hindan gesetzt aller andern / diesen hafn / in welchem ich mich befinde / mit desto größerm eifer suchen mögest.²

Dürers Roman hat erst in jüngerer Vergangenheit verstärkt die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen. Ansgar Cordie untersucht die Raum- und Zeitkonstruktionen in vier deutschen Schelmenromanen und versucht sie an historische Muster von Weltwahrnehmung rückzubinden. Anhand von ganz unterschiedlich gelagertem Quellenmaterial rekonstruiert er die historischen Räume, »in denen die Romane entstanden sind, und parallel dazu die werkimmanenten Chronotopoi [...], um sie als Aneignung der historischen Räume zu interpretieren«³. Er kann zeigen, dass die erzählten Räume in Dürers Roman eng auf die Lebenserfahrung einer hansestädtischen Kaufmannschaft im 17. Jahrhundert bezogen sind und dass auch die Konflikte im *Lauf der Welt* immer wieder auf kaufmännische Normvorstellungen bezogen werden; das lässt sich mit dem soziokulturellen Umfeld erklären, in dem der Roman erschien. Nicht nur wurde der Text in Hamburg verlegt (Dürer musste also auf jeden Fall auch mit einem kaufmännischen Publikum rechnen), sondern der Verfasser widmete ihn dem Bürgermeister von Hamburg, Johann Schultz, der zugleich erfolgreicher Kaufmann war und Handelsbeziehungen in mehrere europäische Städte unterhielt.⁴

Der Ansatz ist allerdings nicht unproblematisch: Cordie setzt vor jeder literarischen Gestaltung bereits eine sozusagen »eigentliche« Form kognitiver Weltaneignung an und will diese in faktualen, etwa in geographischen oder ökonomischen Texten, in Reisebeschreibungen und Ego-Dokumenten dokumentiert finden.

Er begreift die herangezogenen Quellen – deren Fiktionalitätsstatus im Einzelnen zu diskutieren wäre, deren Überformung durch Schreib- und Darstellungskonventionen, diskursive Vorgaben und epistemische Rahmungen aber kaum in Frage zu stellen ist – umstandslos als authentische Widerspiegelungen von ›Wirklichkeit‹. Die zu untersuchenden Romane werden dabei als Reaktionen auf Vorgängiges begriffen und damit in ein Raster von Affirmation und Subversion einpasst: »In den raum-zeitlichen Bedingungen der Schelmen-Vita [...] werden die abstrakten Strukturen der Gesellschaft faßbar und kritisierbar.«⁵ So reiht sich Cordie letztlich in eine breite Traditionslinie der Schelmenroman-Forschung ein, die seit jeher als Interpretament die Leitdifferenz von (wertkonservativer) Affirmation und (satirischer) Subversion ansetzt.

Auf eine Analyse der narrativen Strukturen seiner Texte verzichtet Cordie weitgehend, wie zum *Lauf der Welt* überhaupt kaum je Entsprechendes festgehalten wurde. Die Struktur und das semantisch-diskursive Profil von Dürers Roman aber haben einen Valeur, den man nicht erfasst, wenn man Textinhalt und -semantik von der Art ihrer Vermittlung abstrahiert.⁶ Als Ansatzpunkt könnte der Umstand dienen, dass die episodische Parataxe der Romanhandlung durch zahlreiche Wiederholungen, Variationen und Spiegelungen verklammert wird. Tychander verprasst sein Geld als Landsknecht wie als Student, wiederholt gerät er in Sklaverei, mehrfach hat er Selbstmordabsichten. Zusätzlich ist die Haupthandlung in mehreren inserierten Binnenerzählungen gespiegelt (Tychanders Werbungen als Student wiederholen die Verführungskünste eines anderen Galans), die auch untereinander Parallelen aufweisen (etwa die Geschichte von Tychanders Eltern und die der verfolgten Liebunde). In solchen Doppelungen aber werden nicht nur Konstellationen von Handelnden variiert, sondern es werden auch je verschiedene Werteverteilungen und Begründungszusammenhänge nebeneinander gesetzt. Die formale Wiederholungsstruktur steht damit in Spannung zu ihrer semantischen Füllung: Wo Exemplarizität unterstellt und Geltungsansprüche abgeleitet werden, sind es tatsächlich oft kontingente Umstände, die über den Ausgang einer Handlung entscheiden. Symptome für gesteigerte Ambivalenzwahrnehmungen in Dürers Roman könnten gerade da zu finden sein, wo etwa der empirische Einzelfall in seiner schieren Zufälligkeit nicht mehr auf die generalisierende Formulierung von Wertmaßstäben projizierbar ist.

1. Dürer [1668] 1984, 3 f.

2. Ebd., 4 f.

3. Cordie 2001, 28.

4. Vgl. ebd., 177–183.

5. Ebd., 35.

6. Deshalb bleibt auch, gewissermaßen von der anderen Seite her, Unsickers (1974, 259–272) Versuch einer Gliederung des Texts unterkomplex.

Autobiographie und Episodizität – Syntagma und Paradigma

Einen »Kampf mit der Konstruktion der Welt«¹ stellt für Jurij M. Lotman der Roman als sujethafte² Textsorte par excellence dar. Für Tychander ist es der Kampf mit der Unbeständigkeit des Glücks, der Kampf gegen die blinde Fortuna. Mehrfach konnte er glauben, sein Ziel, »die höchste spitze der zeitlichen Ehre und weltlichen Glückseligkeit«³, erreicht zu haben, ehe ihn doch wieder »ein wiederwertiger zufall dem andern immerfort in die hand lieferte und gleich einem ballonen zuschluge«⁴. Zuletzt erkennt der Held geläutert, dass den Weltkindern versagt bleiben wird, was er in seiner Abkehr von der Welt und Zuwendung zu Gott erlangt hat.

Die Mitte dieses Weges aber zwischen denkbar hoffnungsvollem Beginn und ernüchterter Abkehr wird nicht entfaltet als die Überwindung eines zentralen oder mehrerer aufeinander aufbauender Hindernisse. Tychander erklimmt immer höhere Sprossen auf der Gesellschaftsleiter, nur um stets umso tiefere Stürze zu erleiden. Seiner Karriere fehlt jede innere Folgerichtigkeit; die Handlung zerfällt in Episoden, die in der Mehrzahl aufeinander, aber kaum auseinander folgen.

Auch bei den eingefügten Binnenerzählungen folgt das Textarrangement dieser Tendenz des Zerfalls von Geschlossenheit. Ihre hierarchische Bezogenheit auf die Haupthandlung wird in Raffungen hie, einem sehr ausgedehnten Erzählen da unterlaufen. Werden etwa Reisen des Protagonisten buchstäblich bis auf eine Leerstelle zwischen Aufbruch und Ankunft zusammengedrängt (»Ich reiste fort / gelangte an [...]«⁵), so erscheinen die Binnengeschichten etwa der Liebmunde oder von Tychanders Eltern (die zusammen schon ein Viertel des Romanumfangs ausmachen) durchwegs breit ausgeführt. Die Nivellierung der strukturellen Hypotaxe verschärft noch die Spannungen zwischen den einzelnen Episoden und die Konkurrenz der mit ihnen verbundenen Geltungsansprüche.

Ein Beschreibungsinstrumentarium für solche Phänomene bieten Rainer Warnings Überlegungen zu einem Erzählen im Paradigma.⁶ Warning entwirft die Koordinaten für die Beschreibung eines Erzählens, bei dem Äquivalenzbeziehungen nicht auf formaler Ebene gestiftet werden – wie prominent bei metrisch gebundenen Texten –, sondern auf thematisch-semantischer Ebene. Ein solches Erzählen würde sich zwar durchaus auch als Prozessierung von Handlung gestalten, aber nicht in der Linearität einer Entwicklung »vom Anfang der Geschichte über die Mitte zum Ende« hin aufgehen, sondern daneben – und vielleicht auch: dagegen – zu-

gleich eine Vielzahl von Relationierbarkeiten stiften, in der sich »ein dezentrierter Textraum«⁷ konstituiert und die einzelnen Terme ihre Eindeutigkeit verlieren. Typus eines solchen tendenziell handlungsarmen, sich in Variationen wiederholenden Erzählens stelle nun eine spezifische Bearbeitungsform von Kontingenzerfahrung dar; und zwar eine Bearbeitung, in der unter je verschiedenen semantischen Codierungen die Bewältigung von Kontingenz in der ordnenden Erzählung gerade durch die Exposition von Kontingenz ausgestochen werde.

Peter Strohschneider hat Warnings Modell durch Überlegungen zum Schwankroman am Beispiel des mittelhochdeutschen *Pfaffen Amis* des Strickers ergänzt.⁸ Er hat plausibel gemacht, dass die Typologisierung nach einem »dominant sujethaft-syntagmatische[n]« bzw. einem »dominant sujetlos-paradigmatische[n]«⁹ Erzählen – bei der mitbedacht ist, dass Realisierungen dieser narrativen Modi de facto in Mischungsverhältnissen auftreten werden – auch und gerade eine Frage der Perspektivierung sein könnte. Die einzelne Schwankhandlung in ihrer Grundstruktur von List und Gegenlist¹⁰ ist typischerweise syntagmatisch angelegt; innerhalb einer rahmenden Handlung und im kotextuellen Verbund mit weiteren Schwänken aber wird sie zur Episode. Ist dann die Rahmenhandlung syntagmatisch »vom Anfang der Geschichte über die Mitte zum Ende«¹¹ hin gespannt, ist dagegen die Reihung nur locker gekoppelter Schwankepisoden vor allem von Wiederholung und Variation geprägt; die Episoden sind paradigmatisiert. Mit Blick auf das Ganze folgte ein Schwankroman dann einem syntagmatischen Erzählmuster; fokussierte man aber auf seine Strukturen unterhalb des Textganzen, erwiese er sich als paradigmatisch organisiert.

Diese formale Struktur ist nun offen für verschiedene semantische Codierungen. So ist die Reihung immer neuer Schwänke geeignet, die Kontingenz des Einzelfalls auszustellen, insofern sich in der variierenden Wiederholung Vergleichsmomente eröffnen, aber auch Differenzen sichtbar werden; deutlich kann so werden, dass der einzelne schwankhafte »Fall« nur einen Ausschnitt der Welt darstellt und Generalisierungen zumindest nicht selbstverständlich aus ihm abgeleitet werden können.

Im Fall von Strickers *Pfaffen Amis* kann Strohschneider weiter zeigen, dass die Strukturprinzipien Syntagma und Paradigma in ihrer semantischen Füllung einander bedingen: Immer wieder muss Amis ausziehen, um mit Listhandlungen materiellen Besitz zu akkumulieren. Den aber benötigt er, um diejenigen Qualitäten höfischer Freigebigkeit aufrechterhalten zu

1. Lotman 1974, 359.

2. Zu Lotmans Sujet-Begriff vgl. ders. 1972, 329–340.

3. Dürer [1668] 1984, 318.

4. Ebd., 396.

5. Ebd., 6.

6. Warning 2002, besonders 176–180; die theoretischen Erörterungen auch in ders. 2003, 179–184.

7. Warning 2002, 197.

8. Strohschneider 2007.

9. Warning 2002, 179.

10. Zu Formtypen des Schwanks vgl. Bausinger 1967.

11. Warning 2002, 197.

können, die letztlich seinen Aufstieg vom einfachen Pfaffen zum Zisterzienserabt garantieren. ›Aufstieg‹ aber ist eine syntagmatische Kategorie. Die in der Serialisierung paradigmatisierten Listen des Pfaffen stellen gewissermaßen Rückseite und Möglichkeitsbedingung dieser syntagmatischen Struktur dar.

Eine ähnliche Verschränkung von Syntagma und Paradigma, aber anders sich begründend, lässt sich auch an pikarischen Texten beschreiben. Seinen Lebensbericht legt das erzählende Ich prinzipiell syntagmatisch an, es spannt alle Begebenheiten in die Verklammerung von Beginn und Ende ein. Für das Textarrangement aber heißt das: Das Erzähler-Ich entwirft – oder behauptet – ein Syntagma, wo der Leser eine bloße Reihung von Episoden, zum Teil auch ein explizit eklektisches Erzählen erlebt. Die Verklammerung der Episoden, die das rückblickende Ich leistet, sorgt nur vordergründig für klarere Verhältnisse als beim Schwankroman, ist es doch schon von der Konstruktion der Texte her ein zutiefst unzuverlässiger Erzähler.

Im *Lauf der Welt* stellt sich nun das Verhältnis von kontingenter Episodizität im Erleben und syntagmatisierend-deutender Rückschau im Erzählen noch einmal intrikater dar. Bei Dürer ist das Erzählen paradigmatisierter Episoden funktional auf die syntagmatische Rahmung bezogen. Wenn in der Darstellung des erzählenden Ich das erzählte Ich in seiner Vita in erster Linie eine Abfolge von widrigen Zufällen erblickt, sein Leben als kontingent erlebt, dann liegt das ganz auf der Linie seines, des Ich-Erzählers, Programms. Die Exemplarizität seiner Geschichte, die sein Erzählen rechtfertigt, begründet Tychander überhaupt erst mit einem Überbietungsgestus:

Ich weis gar wohl den unverhofften fall des reichen Königes Cræsus; den erbärmlichen untergang des Großen Pompejens; das blutige ende des unüberwindlichen Cæsars [!]; den elenden tod des in allen dingen glücklichen Polykratens: Aber diese alle mit einander haben nur etwan einmahl oder zum höchsten zweymahl in ihrer lebens-COMÆDIE (oder soll ich TRAGÆDIE sagen?) die SCENEN verändert: ich aber viel öfter.¹

Damit ist eine Konstellation vorbereitet, in der sich das Syntagma der Biographie gerade begründet, indem es in der paradigmatischen Reihung quasi zerfällt und dafür ein Deutungsmuster bereitstellt. Daneben aber entwickeln sich in der Narration selbst eigene Plausibilitäten und Geltungen, die sich zum Deutungsanspruch des rückblickenden Ich zumindest sperrig verhalten. Die formal-strukturelle Spannung zwischen Syntagma und Paradigma ist gekoppelt mit einer semantisch-strukturellen Spannung zwischen Deutungsmuster und narrativem Eigenwert, die sich als Unabgestimmtheit von Normbezügen und letztbegründenden Maßstäben äußert.

1. Dürer [1668] 1984, 2.

Erzählte Kontingenz und Kontingenz im Erzählen

Im Vergleich zum *Lazarillo* oder etwa auch zum *Simplicissimus Teutsch* erscheint die Episodizität im *Lauf der Welt* forciert, besonders am Anfang und dann zum Ende der Romanhandlung hin. Ganz generell hat der Text ein ausgesprochen kurzes Gedächtnis; wenn eine Episode abgeschlossen ist, dann wird sie und werden die jeweiligen Gegenspieler Tychanders in aller Regel nicht mehr erwähnt.

Nicht immer scheint das schon plausibel dem erzählenden, in seiner Generalbeichte vorwärtseilenden Tychander zuzuschreiben zu sein (›welche Rede ich [...] anzuführen [!] unterlasse und vielmehr zum ende meiner erzählung eile«²). Explizit ist es schon der erzählte Tychander, der in einer je gegebenen Situation über die Folgen seines Handelns nicht weiter nachdenkt, auch wenn, wie in einem besonders drastischen Fall, tödliche Konsequenzen absehbar sind: Tychander befand sich, nicht zum ersten Mal, in Sklaverei und konnte mit Hilfe der Tochter seines Herren fliehen, die sich in ihn verliebt hatte. Diese Ulama nun ist hässlich, dumm – und reich. Als sie sich auf einem Schiff befinden, schmiedet Tychander deswegen ein Komplott mit dem Kapitän, um die lästige Frau loszuwerden: Sie steuern eine Insel an und behaupten, dort gebe es einen Baum, von dem aus man die Engel singen höre. Das will die Frau erleben, man geht also vor Anker, setzt über und sucht eine hohe Eiche auf, angeblich eben jenen sagenhaften Baum. Die Frau klettert empor, und dann soll sie die Augen schließen, um die Engel besser hören zu können.

Solches thate diese unsehlige närrin / hatte solches aber so bald nicht verrichtet / als wir heimlich davon wischten / uns wieder in unser schiff begaben und unsern angefangenen weg verfolgten / ließen die Ulama unterdessen lange genug auf der eiche die engel singen hören / von welcher wie es ihr weiter ergangen / ich nachmahls nichts vernommen habe.³

Damit ist das gutgläubige Mädchen aus der Geschichte ausgeschieden, ebenso schnell und folgenlos, wie die Personen, die Tychander in der ersten Partie aus dem Schuldurm und vom Schafott erretteten.

Auch da, wo sich handlungslogisch so etwas wie eine narrative Prozessierung ergeben könnte, insofern die Figur in der Abfolge einzelner Erlebnisse Fähigkeiten erwirbt und sich so etwas wie ein kognitiver Haushalt ausbildet, bleiben die Episoden blockhaft-aggregativ gereiht. Seinen Aufstieg zum Vertrauten des Kronprinzen von Abessinien begründet er im Rückblick vor allem mit seiner Verstellungskunst bei Hofe:

2. Ebd., 362 f.
3. Ebd., 408.

Solche große Gnade brachte ich nicht so wohl durch meine geschicklichkeit oder einige verdienste / sondern durch diejenigen politischen künste zu wegen / wodurch viel hof-leute sich in ihrer Herren gunst so artlich zu wickeln wissen / daß andre solches mit verwunderung und nicht selten mit grosser bestürzung anschauen müssen. Welche weil sie deren orten nicht so bekandt und gemein / wie bey uns / als wo die falscheit noch nicht so tieffe wurtzel gesetzt / [...]: als wurden sie auch desto weniger in argwohn gezogen / und hatten desto größern nachdruck die hertzen der menschen zu bezaubern.¹

Die Differenz, die das Erzähler-Ich aufmacht, ist eine allgemein kulturelle, sie spielt mit einem Klischee vom noch unverfälschten Wilden, der durch Schmeichelei und ›Hofberedsamkeit‹² zu manipulieren ist; es ist keine Differenz, die auf Tychanders individueller Vita, etwa den Erfahrungen aus seinem Studentenleben, beruhen würde. Ähnlich eine Bemerkung zum Bürgerkrieg in Abessinien. Da kann Tychander seine Fähigkeiten in der Kriegsführung ausspielen, er weiß besser, wie man die vorhandenen Kanonen bedient und versteht sich auf das »miniren / welches diesen völkern noch ein unbekantes thun war«³. Dass er sich diese Fähigkeiten in seiner Zeit als Landsknecht erworben hat, ist zu vermuten, wird aber nur knapp angedeutet; sein strategisches Geschick an der Spitze eines ganzen Heeresteils wäre damit ohnehin noch nicht erklärt.

Der weitgehende Verzicht auf Rückverweise da, wo sie handlungslogisch möglich wären, betont die episodische Sezierung des Gesamtgeschehens. Dadurch und durch die jähren Umschwünge zwischen den einzelnen Episoden erweist sich im Erzählen die These, die das Erzähler-Ich dem Ganzen vorangestellt hat.

Daneben entfaltet der Text auch da Kontingenzen, wo sie nicht die Wechselfälle der Welt wiedergibt, sondern sich allererst dem Erzählen selbst verdankt. Der abgebrannte Landsknecht Tychander plant mit einigen Spießgesellen – trotz der Warnung seines Leutnants, »daß es keinen guten ausschlag gewinnen würde«⁴ – den Überfall auf einen Kaufmannstross. Sie erschießen den Geleitschutz, damit er die – unmaskierten! – Wegegeler nicht im Soldatenlager anzeigen könne, »und ließen ihn liegen und die kaufleute fahren wohin sie wolten«⁵. Die Kaufleute aber kehren, wie doch zu erwarten war, »wieder zurück nach unserm lager / dessen wir uns nicht befahrten / und [...] machten neben dem unsre kleider / pferde und andre merk-zeichen nahm kundig / worauff uns also bald nachgestellt wurde [...]«⁶. Da begeht also jemand einen Überfall, beseitigt einen möglichen Zeugen, die Kumpane reiten nur unter Vorsichtsmaßnahmen wieder in ihr Lager ein – aber sie

maskieren sich nicht und rechnen nicht damit, dass die Kaufleute tun, was ihr Geleitschutz nicht tun soll (»desen wir uns nicht befahrten«). Kann man diese Arglosigkeit den erzählten Figuren anlasten, oder müsste man nicht sagen: Das Erzähler-Ich unterstellt dem erlebenden Ich eine Fahrlässigkeit, so dass diesem als unerwartet, eben: kontingent, erscheint, was nach aller Lebenserfahrung nur folgerichtig war? Wenn Erzählen das Sequenzieren, Ordnen und damit Bewältigen von konturloser Stoffmasse ist, dann könnte man das, was der erzählende Tychander unternimmt, als Kontingenzenbewältigung qua Kontingenzenexposition bezeichnen.

Einschlägigstes Beispiel für eine nicht referierte (und also der Welt des Textes zuzurechnende), sondern im Erzählen selbst aufgebaute Kontingenz ist wohl der Schluss des Romans, der handlungs- wie erzähllogisch alles in allem unmotiviert scheint. Dass nämlich der Held zuletzt im Angesicht des Todes zu Gott finde,⁷ trifft ja gerade nicht zu; in Lebensgefahr hatte er im Verlauf der Geschichte schon mehrmals geschwebt, und ihm werden weitere Widerfahrnisse zustoßen. Dass Tychander sich von der Welt abkehrt und der Roman endet, erfolgt ganz unvermittelt:

Ich unterlaße nun anzuführen die wunderlichen fälle / so sich nach diesem ferner mit mir zutragen / und strenge vielmehr / meine feder an einmahl zum ende solcher erzehlung zu eilen. Nur dieses eintzige will ich noch sagen / daß weil ich nun endlich nach so vielen Sinn- und glückes-wexel die Unbeständigkeit des Glücks / die Ungewisheit Menschlicher Hoffnung / die Betrieglichkeit unsrer Anschläge / und die Eitelkeit aller Irdischen Dinge genug und zum öfftern erfahren / und nun wohl sahe daß auf der welt Nichtes beständig als die Unbeständigkeit / und keine wahre ruhe in einigem zeitlichen Gute zu finden: da kam ich erstlich zum erkänntnis und bereute meine thorheit [...].⁸

Und mit dieser Einsicht kehrt er sich von der Welt ab. Motivisch folgt das Ende also der Vorgabe pikarischer Tradition, und dabei wird zugleich endgültig das Kontingente der Schicksalswendungen zugunsten der kontingenzenbewältigenden Deutungsleistung unterdrückt. Doch wie zuverlässig ist diese nunmehr erreichte – oder behauptete – Position der Ruhe, die ja noch im Diesseits liegt und schon deshalb keine endgültige sein kann? Der Schluss kann aus den Ereignissen nur vordergründig plausibilisiert werden, die Rahmung durch Anfang und Ende der Geschichte bleibt mit dem Mittelteil nur schwach verbunden; das im Kontingenten der Fortuna-Welt Ordnung stiftende und sich aus ihm erst rechtfertigende Syntagma ist nur gesetzt, nicht erfüllt. Und so entlarvt sich als eigene Konstruktion, was

1. Dürer [1668] 1984, 291 f.
2. Vgl. Braungart 1988.
3. Dürer [1668] 1984, 299.
4. Ebd., 197.
5. Ebd., 198.
6. Ebd., 198 f.

7. So Heßelmann 2007, 105. Dagegen betonte zuletzt Hans Gerd Rötzer das Unvermittelte von Tychanders »bußfertige[r] Erleuchtung« (Rötzer 2009, 105).
8. Dürer [1668] 1984, 414.

der Ich-Erzähler aus der »Konstruktion der Welt« (Lotman) folgen lassen will. Gerade das Ende der Geschichte ist geeignet, die klaren Werteverteilungen im Erzählprogramm des Geläuterten in Frage zu stellen.

Exemplarizität und Partikularität

Zwei Ereignisse, so Tychander im Rückblick, hätten ihn von den Buhlschaften in seiner Studentenzeit abhalten oder abbringen müssen. Er weist den nachfolgend eingeschalteten Geschichten also den Status von Exempeln zu – sie verhalten sich aber zueinander disparat und zur Haupthandlung inkommensurabel. Beide Erzählungen sind Ehebruchsgeschichten mit tödlichem Ausgang; in ihrer Anordnung scheint ein Prinzip der Steigerung zu gelten. Die erste erzählt sich kurz und bündig: Ein Student, es ist ein Landsmann Tychanders, hat ein Verhältnis mit der Frau seines Vermieters, und weil die Dame sich noch weitere Galane leistet, holt er sich die Syphilis und stirbt daran. Die Geschichte ist trivial – »einfach« ist sie nicht; die in der Abfolge von Norm und Transgression markierte Grenze ist kaum für generalisierende Geltungsansprüche in Anspruch zu nehmen, denn nur für einen der Ehebrecher hat die Krankheit Konsequenzen. Und auch die Werteverteilung ist nicht eindeutig – der Ehemann, der in Schwankgeschichten mit vergleichbaren Konstellationen entweder erfolgreich eine Gegenintrige entwickelt (Ausgleichstyp) oder aber scheitert und der Gehörnte bleibt (Steigerungstyp)¹, spielt hier gar keine Rolle.

Dennoch ist die zweite Geschichte schon ihrer Handlung nach ungleich komplizierter. Hier geht es um das Schicksal von Tychanders Zimmergenossen in der ungenannten oberdeutschen Universitätsstadt – die erste Steigerung betrifft die größere Nähe und damit höhere Verbindlichkeit für Tychander –, der nicht nur ums Leben kommt, sondern – die zweite Steigerung – sich auch um sein Seelenheil bringt. Der Student hat eine Affäre mit einer Schneidersfrau, deren Ehemann bemerkt das und täuscht eine Reise vor, um die beiden auf frischer Tat zu ertappen. Das gelingt auch, dann aber schlägt die Handlung vom Kalkulierten in blinde Zufälle um. Der gehörnte Mann kann sich nämlich nicht beherrschen und stürzt so ungeschickt ins Schlafzimmer, dass der Student ihn überwältigen kann und ihm das Versprechen abnimmt, die Ehebrecher unbehelligt zu lassen. Dann aber macht der Student einen tödlichen Fehler – er dreht sich weg. Der Ehemann bricht sein Versprechen, spaltet dem Studenten mit seiner Axt den Schädel – und wird im selben Moment von dessen Degen durchbohrt. Beide sind aber nicht sofort tot; die Nachbarn haben das Geschrei gehört, sie laufen herbei, ein Priester wird geholt. Der Geistliche kann jedoch dem Studenten keine Beichte mehr abnehmen,

1. Zu den Begriffen vgl. Bausinger 1967.

denn dieser »hatte keine sinnlichkeit mehr / also daß er kein einzig zeichen seiner bekehrung von sich geben kunte / sondern lag nur und sperte die augen auf / biß er wenig stunden hernach seine unglückhafte sehle von sich schickte / und sein leben beschloß / wie ers bißhehr geführet hatte«².

Gerade im Vergleich zur ersten fällt die zweite Exempelgeschichte erzählökonomisch betrachtet ziemlich aufwendig aus. An eine generalisierende Verhaltensregel lassen sich die kontingenten Umstände beim gegenseitigen Totschlag nicht mehr umstandslos rückbinden. Es eröffnet sich darunter noch ein Subtext, der etwa Geschicklichkeit gegen ethisch-moralische Verhaltensgrundsätze ausspielt. Gleiches gilt aber auch für das erste Exempel, denn eine rechtzeitige Behandlung der Franzosenkrankheit wäre explizit möglich gewesen. Die Geschichten gehen in ihrer Partikularität nicht mehr in einem gemeinsamen Normenbezug auf; es sind gerade auch kontingente Umstände, die hier über Leben, Tod und Seelenheil entscheiden.

Mit den folgenden Erlebnissen Tychanders, der sich von diesen beiden Vorbildern vom Buhlen eben nicht abhalten lässt, haben die Geschichten vollends nicht viel zu tun. Tychander zieht weiter nach Leiden, um sein Studentenleben fortzusetzen. Dort fällt er auf die Verführungskünste der jungen Dolosette herein, die beim Gottesdienst die Gelegenheit wahrnimmt, dem galanten Studenten schöne Augen zu machen. Die Schöne ist nun, anders als die Frauen in den Exempeln, nicht verheiratet, und die Geschichte geht nicht tödlich aus. Sie führt Tychander aber auch nicht in die Arme der Begehrten, denn die »mätze«³ will ihn nur hinhalten und um sein Geld erleichtern. Mal kommt gerade im rechten Moment der Juwelier vorbei und zeigt seine Kollektionen vor, so dass Tychander sich zu Geschenken genötigt sieht, dann fingiert Dolosette einen Diebstahl und lässt sich reich entschädigen. Immer, wenn der Student für seine Geschenke Dank sucht, kann sie die Rückkehr ihrer Frau Mutter vorschützen.

Dabei ist die Erzählhaltung nicht eindeutig: Nicht erst in der Rückschau, sondern schon als erlebendes Ich, so konstruiert der Text, durchschaut zwar Tychander das Spiel der Dame, ist aber so verliebt, dass er auf jedes Gegenkalkül verzichtet. Sind die beiden Exempelgeschichten als moralisierende Warnung vor Buhlschaften – aber genauer ja vor Ehebruch – angelegt und im Prinzip vor einen allgemein-ethischen Werthorizont gestellt, so verschiebt sich das Kategoriegefüge bei Tychanders eigener Geschichte. Hier geht es um Kapital, und zwar ist erotisches Kapital in ökonomisches umwandelbar; dabei kommt es darauf an, mittels geschickten Kalküls den größtmöglichen Gewinn aus den eigenen Investitionen zu ziehen. Dieses Spiel aber beherrscht Dolosette wesentlich besser als Tychander.

2. Dürer [1668] 1984, 14 f.

3. Ebd., 31.

Das eigene Erlebte wird vom deutenden Erzähler-Ich in Konstellation gebracht mit Geschichten, die zur Illustration und Begründung einer Verhaltensregel nicht taugen, weil dabei ganz verschiedene Diskurse, etwa ökonomischer und moraldidaktischer, einander beleuchten sollen. Ökonomie ist moralisch indifferent, Tychander verliert sein Geld, riskiert aber nicht sein Leben oder sein Seelenheil. In den Exempeln ist die schwankhafte Struktur von List und Gegenlist körperlich kodiert. In Tychanders Erleben tritt ein Weltwissen ein, das mit der Erfahrungswelt von Dürers primärer Leserschaft mehr zu tun haben dürfte als die traditionellen Besetzungen von Ehebruchsschwänken. Die Exempel werden als Deutungsmuster in Anspruch genommen, die sie schon wegen ihrer eigenen Partikularität nicht sein könnten; und das durch sie zu Illustrierende wird dann in einem anderen Diskurs, also unter anderen Geltungen und Leitdifferenzen, verhandelt. Das Erzähler-Ich sucht eine christliche Moralität als letztbegründende Norm zu setzen, Handlungsrelevanz in Tychanders Welt hat aber etwas anderes, nämlich kaufmännisches Kalkül.

Ambivalenz und Irrelevanz

Diese Unabgestimmtheiten werden in Kauf genommen, ohne dass der Text Angebote zu einer Synthese machte. Im Programm des erzählenden Tychander, der die Wechselhaftigkeit der Welt erweisen will, sind sie irrelevant. Die Welt ist unbeständig, Frauen flatterhaft (was für Dolosette nicht einmal zutrifft, die ihr Spiel sehr konsequent und darin selbst berechenbar spielt). Um eben den Wankelmuth der Frauen bis ins Letzte zu erweisen, muss der Erzähler denn auch, bevor er wirklich schließt, noch einem möglichen Einwand begegnen. Die Figur nämlich, die das erzählte Leben des Tychander am längsten begleitet, ist Prinzessin Salome in Abessinien, die im Bürgerkrieg der unterlegenen Sippe angehörte. Um ihretwillen hatte er einen Aufstand organisiert und war selbst zum Herrscher aufgestiegen. Mit ihr liegt auch der einzige Fall vor, in dem Tychander sich über längere Zeit an eine Person erinnert. In ihr, genauer in der Liebe, die beide füreinander empfinden, scheint das allgemein waltende Prinzip der Unbeständigkeit ausgesetzt zu sein.¹ Salome ist treu, ist standhaft und bereit, ihrem Geliebten in den Tod zu folgen. Als die beiden durch den Sturz Tychanders getrennt werden, denkt er immer wieder an sie und versucht, zu ihr zurückzukehren oder Nachricht von ihr zu erhalten.

Mit den weiteren Verwicklungen wird die Aufmerksamkeit des Lesers von ihr abgelenkt; in seinen letzten Sätzen bringt Tychander dann noch einmal überraschend die Rede auf sie:

Eintzig und allein meine Salome / welche mir Gott selber als mein Ander Ich hatte zu gesellet / war noch dasjenige / was ich auf der welt liebte: das andre alles begunte mir itzo so verhasst zu werden / als lieb es mir vorhin niemahls gewesen war. Aber auch hierinne must' ich erkennen lernen / die betrügligkeit meiner hoffnung und die wanckelmühtigkeit des Menschlichen hertzens. Denn diese Salome hatte niemahls mich / sondern ihre wohlfahrt / die sie durch mich erhielte / geliebet: so lange dieselbe in meinen händen stunde / war ich ihr liebster Ehgemahl: wie ich aber die meinige selber verlohren / viel weniger die ihrige länger erhalten kunte / fiel mit dem glücke ihre liebe zugleich mit / und folgte demselbigen nach / wo es sich nachmahls hinwante. Sie hatte nehmlich / wie ich nachgehends erfuhr / ihre liebe dem jenigen gegeben / der das Reich erlanget / gleich als ob diese beide hätten miteinander müßen verknüpft bleiben / und meinen feind den Amutzyer / [...] geehligt / und mich auch hiermit den güldnen spruch des weisesten Königs verstehen gelehret / der da sprich: **Es ist alles Eitel!**²

Beständigkeit der Liebe war für Tychander nicht nur denkbar, sie war sogar realisiert. Indem er als Erzähler nun Salome egoistische Motive unterstellt und sie an die Herrschaft über Abessinien bindet, also Liebe und weltlichen Erfolg koppelt, wird die Liebe ambivalent, denn in Dürers erzählter Welt ist Herrschaft stets der Fortuna unterworfen. Diese Ambivalenz wird dann aber mit den letzten Sätzen zugunsten von Unbeständigkeit und Vergänglichkeit gestrichen. Das Erzähler-Ich gewinnt Autorität, indem es Ambivalenzen, die sich in der narrativen Entfaltung aufbauen, mit seiner Deutung in die Irrelevanz abschiebt.

Eine analytische Fokussierung, die nicht von vornherein die Autobiographie vor der narrativen Prozessualität privilegiert, ergibt ein sozusagen chiastisches Verhältnis: Gerade was in seiner Exemplarizität vom erzählenden Ich in Anspruch genommen wird für generalisierende Werteverteilungen, erweist sich mitunter als kontingent (etwa die beiden Ehebruchs-Geschichten). Was aber die Kontingenz der heillosen, der blinden Fortuna unterworfenen Welt erweisen soll, lässt bei näherem Hinsehen Darstellungsstrategien des Erzähler-Ichs erkennen; referierte Kontingenz erweist sich als dargestellte und als solche dem Kalkül eines Subjekts zuzuschreibende Kontingenz. Die formale Reduktion von Kontingenz, die Tychanders Erzählen in der Schließung zuletzt leistet, ist eine Setzung, die auf Vereindeutigung zielt: eine (gewiss nicht die höchste) Form von Providenz, die auf eine metaphysische Letztbegründung ihrer Welt, zuletzt auch: ihres Erzählens, nicht verzichten will oder kann.

1. Vgl. Mayer 1970, 33–36.

2. Dürer [1668] 1984, 415 f.

Bibliographie

- Bauer, Matthias (1993): *Im Fuchsbau der Geschichten. Anatomie des Schelmenromans*. Stuttgart: Metzler.
- Bauer, Matthias (1994): *Der Schelmenroman*. Stuttgart: Metzler (= Sammlung Metzler, 282).
- Bausinger, Hermann (1967): »Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen«, in: *Fabula* 9, 118–136.
- Braungart, Georg (1988): *Hofberedsamkeit. Studien zur Praxis höfisch-politischer Rede im deutschen Territorialabsolutismus*. Tübingen: Niemeyer (= Studien zur deutschen Literatur, 96).
- Cordie, Ansgar M. (2001): *Raum und Zeit des Vaganten. Formen der Weltaneignung im deutschen Schelmenroman des 17. Jahrhunderts*. Berlin/New York: de Gruyter (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 19).
- Dürer, Hieronymus ([1668] 1984): *Lauf der Welt Und Spiel des Glücks / Zum Spiegel Menschliches Lebens vorgestellt in der Wunderwürdigen Lebensbeschreibung des Tychanders*. Hildesheim: Olms [Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1668].
- Ehland, Christoph/Fajen, Robert (2007): »Einleitung«, in: dies. (Hrsg.): *Das Paradigma des Pikaresken*. Heidelberg: Winter (= Germanisch-Romanische Monatsschrift; Beiheft, 30), 11–21.
- Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.) (1995): *Fortuna*. Tübingen: Niemeyer (= Fortuna vitrea, 15).
- Heßelmann, Peter (2007): »Picaro und Fortuna. Zur narrativen Technik in Hieronymus Dürers *Lauf der Welt Und Spiel des Glücks* und Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch*«, in: *Simpliciana* 29, 101–118.
- Hoffmeister, Gerhart (1987): »Zur Problematik der pikarischen Romanform«, in: ders. (Hrsg.): *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext. Rezeption, Interpretation, Bibliographie*. Amsterdam: Rodopi (= Chloe, 5), 3–12.
- Kirchner, Gottfried (1970): *Fortuna in Dichtung und Emblematik des Barock. Tradition und Bedeutungswandel eines Motivs*. Stuttgart: Metzler (= Metzler Studienausgabe).
- Lotman, Jurij M. (1972): *Die Struktur literarischer Texte*. München: Fink (= UTB, 103).
- Lotman, Jurij M. (1974): »Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen«, in: ders.: *Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur*. Hrsg. von Karl Eimermacher. Kronberg i.Ts.: Scriptor (= Forschungen Literaturwissenschaft, 1), 343–377.
- Mayer, Jürgen (1970): *Mischformen barocker Erzählkunst zwischen pikareskem und höfisch-historischem Roman*. München: Fink.
- Mohr, Jan (im Druck): »Inseln und Inselräume. Kontingenz in Grimmelshausens und Dürers Schelmenromanen«, in: Wilkens, Anna E./Ramponi, Patrick/Wendt, Helge (Hrsg.): *Inseln und Archipele. Kulturelle Figuren des Insularen zwischen Isolation und Entgrenzung*. Bielefeld: transcript (= Kultur- und Medientheorie).
- Röcke, Werner (1987): »Wahrheit und »eigenes« Erleben. Zur Poetik von Schwankdichtung und Schelmenroman im 16./17. Jahrhundert«, in: Hoffmeister, Gerhart (Hrsg.): *Der deutsche Schelmenroman im europäischen Kontext: Rezeption, Interpretation, Bibliographie*. Amsterdam: Rodopi (= Chloe, 5), 13–28.
- Rötzer, Hans Gerd (2003): »Die ›Verbürgerlichung des Pikaro‹ – nur ein Mythos?«, in: *Daphnis* 32, 721–728.
- Rötzer, Hans Gerd (2009): *Der europäische Schelmenroman*. Stuttgart: Reclam (= Reclams Universal-Bibliothek, 17675).
- Strohschneider, Peter (2007): »Kippfiguren. Erzählmuster des Schwankromans und ökonomische Kulturmuster in Strickers ›Amis‹«, in: Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): *Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik*. München: Oldenbourg (= Schriften des Historischen Kollegs; Kolloquien, 64), 163–190.
- Unsicker, Karin (1974): *Weltliche Barockprosa in Schleswig-Holstein*. Neumünster: Wachholtz (= Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte, 10).
- Warning, Rainer (2002): »Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition«, in: *Romanistisches Jahrbuch* 52, 176–209.
- Warning, Rainer (2003): »Die narrative Lust an der List. Norm und Transgression im Tristan«, in: Neumann, Gerhard/Warning, Rainer (Hrsg.): *Transgressionen. Literatur als Ethnographie*. Freiburg i.Br.: Rombach (= Rombach Wissenschaften; Reihe Litterae, 98), 175–212.

Zwischen frivolem Spielwerk und galantem Stil. Der Prolog zu Apuleius' *Goldenem Esel* in volkssprachlichen Übersetzungen der Frühen Neuzeit

RALPH HÄFNER

Ralph Häfner leitet das seit dem Sommersemester 2009 dem SFB kooptierte Projekt »Die Zweite Sophistik in ihrer frühneuzeitlichen Wirkung«. Ein Schwerpunkt der Forschungen ist die Apuleius-Rezeption im europäischen Kontext.

Apuleius hatte in der Frühen Neuzeit eine bemerkenswerte Wirkung auf das intellektuelle Leben ausgeübt.¹ Schon zu Beginn des Buchdrucks waren seine Werke auf dem Buchmarkt gegenwärtig. Die berühmten, in Rom ansässigen Drucker Sweynheim und Pannartz publizierten eine von Andrea de' Bussi² betreute Ausgabe, der als Sekretär und enger Freund des Nicolaus Cusanus in Erscheinung getreten war. Cusanus' Beschäftigung mit Apuleius ist durch seine Marginalien zum *Codex Bruxellensis* 10054–56 sehr gut belegt. Seine Lesart des Apuleius dokumentiert ein spezifisches Interesse an den philosophischen Schriften des Gelehrten aus der afrikanischen Provinz.³

Gemeinsam war den frühen Humanisten in ihrer Bewunderung des Apuleius sowohl das breite enzyklopädische Wissen wie auch die Abneigung gegenüber bloßer Buchgelehrsamkeit. Der »platonische Philosoph aus Madaura« – wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten – schrieb nicht nur philosophische Abhandlungen, die sich an einen kleinen Kreis von Wissenschaftlern richteten; er machte vielmehr Gebrauch von Fiktionen, um seine Moralphilosophie und Geheimlehre einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Für den frühneuzeitlichen Leser war die Handlung der *Metamorphosen* leicht den christlichen Glaubensüberzeugungen anzupassen: War doch schon Augustinus aus Hippo ein eifriger Leser des *Goldenen Esel*. Neben anderen Kirchenvätern bereitete er den Weg für eine allegorische Auslegung heidnischer Texte. In der Tat war die Novelle von *Amor und Psyche* auch während des Mittelalters niemals ganz vergessen, wie der Kommentar des Fulgentius zeigt. Ihre Popularität ist durch mannigfaltige Zeugnisse gut belegt, so zum Beispiel durch die Glasfenster für das Königsschloss von Fontainebleau. Die Bildgeschichte, wie man sie hier erblickt, wird ergänzt durch eine versifizierte französische Übersetzung der Handlung.⁴

1. Detailreiche Überblicke geben neuerdings Gaiser 2008 und Carver 2007.
2. Vgl. Kenney 1974, 12 f.; Goldschmidt ²1966, 4 f.; Häfner 2004a, 190–210, besonders 190–194.
3. Vgl. Arfè 2004.

1. Der lateinische Text

Angesichts dieser weiten Verbreitung der Werke des Apuleius, die ich an anderer Stelle umrissen habe,⁵ möchte ich hier einer eher schmalen Rezeptionslinie nachgehen. Während der frühneuzeitlichen Aufnahme der *Metamorphosen*⁶ wurde Apuleius' Roman ziemlich oft in die Volkssprache übersetzt.⁷ Der sogenannte »Prolog« zum ersten Buch wirft eine Reihe von Problemen im Blick auf den Stil und den Inhalt auf, die von besonderer Bedeutung für frühneuzeitliche Zugänge zur nachklassischen lateinischen Literatur sind. Der entsprechende Abschnitt lautet – nach der jüngsten kritischen Edition – wie folgt:

At ego tibi sermone isto Milesio varias fabulas conseram, auresque tuas benivolas lepido susurro permulceam, modo si papyrus Aegyptiam argutia Nilotici calami inscriptam non spreveris inspicere. figuras fortunasque hominum in alias imagines conversas et in se rursus mutuo nexu refectas, ut mireris, exordior.⁸

Apuleius ist bekanntermaßen berüchtigt für den Gebrauch von Archaismen, Neologismen und Lehnwörtern aus dem Griechischen.⁹ Viele frühneuzeitliche Philologen, von Lorenzo Valla und Erasmus bis hin zu Gerhard Johann Vossius und darüber hinaus, übten scharfe Kritik am »Apuleianismus«¹⁰, den sie dem Klassizismus entgegensetzten. Es scheint deshalb angemessen, mit einigen lateinischen Editionen des Textes des Apuleius zu beginnen, bevor wir uns einer Reihe von volkssprachlichen, im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts erschienenen Übersetzungen des Prologs zuwenden werden.

Der wahrscheinlich umfangreichste Kommentar zum *Goldenen Esel* stammt von dem Bologneser Gelehrten Filippo Beroaldo; er erschien im Jahr 1500.¹¹ Entgegen der fortschreitenden Entdeckung der Goldenen Latinität verfolgte Beroaldo ausdrücklich das Anliegen, die Sprache und den Stil derjenigen nachklassischen Schriftsteller zu erneuern, die der sogenannten »Zweiten Sophistik« (2. und 3. Jahrhundert n. Chr.) angehörten. Während Erasmus zum Beispiel das Ziel einer Reinigung des Gebrauchs des Lateinischen im Gespräch vermittelte, berauschte man sich in Beroaldos Kreis geradezu an den von der »Zweiten Sophistik« gepflegten

4. Sie befinden sich heute im Musée Condé (Château de Chantilly), vgl. Noireau 1991. Zur frühen Überlieferung (einschließlich der Manuskriptüberlieferung) vgl. Acocella 2001.
5. Zu den lateinischen Editionen vgl. Häfner 2004a, 207–210.
6. Siehe Carver 2007.
7. Vgl. neben der genannten Arbeit von Gaiser 2008 und Carver 2007 die Studie von Küenzlen 2005.
8. Vgl. Harrison/Winterbottom 2001, 9.
9. Die eindrücklichste Untersuchung ist immer noch Marache 1952.
10. Zu diesem von John D'Amico geprägten Schlüsselbegriff vgl. D'Amico 1984, 351–392.
11. Vgl. Krautter 1971; Casella 1975, 627–701; Rose 2001.

Archaismen. In den Universitäten von Bologna, Ferrara und anderswo¹ näherte sich das alltägliche Leben beinahe dem Modell einer Konversationskultur, die im Zeitalter Hadrians geblüht hatte. Zum anderen hatte sich der Konflikt zwischen Klassizismus und Apuleianismus in bemerkenswertem Umfang auf das Studium der Bibel ausgewirkt. Während die Klassizisten bestrebt waren, die christliche Liturgie von allen sprachlichen Barbarismen zu reinigen, begrüßten die Anhänger des Apuleianismus die biblischen Archaismen und Neologismen, denn sie hielten sie für besser geeignet, die Sozialgeschichte der Religionen (wie wir sie heute nennen würden) zu verstehen. In dieser Beziehung gilt Beroaldo sehr viel mehr einem spätantiken Gelehrten vom Typus des Aulus Gellius als irgendeinem seiner klassizistischen Zeitgenossen. Sein Kommentar zu Apuleius' *Metamorphosen* ist vielleicht das beste Beispiel für die archaisierende Tendenz des Philologen, der darauf abzielte, das alltägliche Leben durch die Erforschung des Sprachwandels zu bereichern und zu verfeinern; Beroaldo setzte sich zum Ziel, den Leser in die vielfältigen Probleme einzuführen, die die Auseinandersetzung mit den Zivilisationen des Altertums mit sich brachte. Frühneuzeitliche Philologen fassten auch die fremdesten Wörter alter Texte als kulturelle Phänomene auf, die noch immer wertvolle Aspekte des geistigen Lebens und des sozialen Verhaltens der antiken Zivilisationen widerspiegeln. Angesichts der Vielfalt der antiken Kulturen verfolgte Beroaldo das Ziel, seine eigene Zeit im Licht der langen Überlieferung eines reichen kulturellen Erbes zu begreifen. Das Gebet zum Beispiel, das Apuleius' Held Lucius an die Göttin Isis richtet – Glanzpunkt des berühmten elften Buchs der *Metamorphosen* – erschien ihm als das vollkommenste Modell eines Gebets an die Jungfrau Maria.

Auch im Blick auf den Prolog setzte sich Beroaldo in aller Breite mit einigen der schwierigsten Probleme desselben auseinander. Sein Kommentar beginnt mit einer detailreichen Rekonstruktion des ägyptischen

Hintergrunds von Apuleius' Roman. Zunächst erläuterte er den Schlüsselbegriff »sermone milesio« mit den Termini »fabuloso lepido iocoso / delicato / ludicro.«² Dann fährt er fort: »hinc milesias prisci appellaverunt poemata & fabulas lasciuientes«. Der griechische Dichter Aristoteles, so legte er dar, sei der Verfasser eines »poema milesiaco perquam impudicum«. Die Diskussion der literarischen Gattung und des Stils findet eine Ergänzung durch Apuleius' Ausdruck »argutia«, den Beroaldo mit den Termini »lepore / & festiuitate / & salibus aegyptiis« umschreibt.³

Die Frage, ob der ganze Prolog als ein Epigramm aufzufassen sei, hat die frühneuzeitliche Apuleius-Rezeption weithin bestimmt, ohne dass sie letztlich befriedigend hätte gelöst werden können. Beroaldo argumentierte: »Scribit flauius uopiscus aegyptios esse uersificatores epigrammatarios: & ad cantilenas publicas propensos.« Und er fügt hinzu: »Quintilianus delicias alexandrinus ut omnium mollissimas nominatim taxat.«⁴ Die Annahme einer metrischen Struktur des Prologs ist eines jener Probleme, denen sich auch die vielen volkssprachlichen Übersetzungen, wie wir noch sehen werden, zu stellen hatten. In der Tat behielt Beroaldo die metrische Gestalt des Prologs nicht bei, obwohl er überzeugt war, dass es sich dabei um eine Art von spielerischem Epigramm handelte.

Werfen wir endlich noch kurz einen Blick auf das dritte Lemma zu Apuleius' Prolog. Beroaldo erläuterte hier das Rahmenthema der Romanhandlung, das Problem der Verwandlungen (»in alias imagines conuersus«). Der Philologe gab seiner Auffassung Ausdruck, es sei eine wichtige, aber verwickelte Frage, ob es möglich sei, dass Menschen sich in die Gestalt von Wölfen und Eseln zu verwandeln vermögen. Entsprechend seinen archaisierenden Interessen verweist er auf einen Satz des Komödiendichters Plautus, dessen Gebrauch des Ausdrucks »versipellis« (im Blick auf den Kleider- und Charakterwechsel des Schauspielers) ihn zu Plinius führt, der bemerkt habe, dass Verwandlungen der genannten Art mehr von der Nichtigkeit der poetischen Einbildungskraft der Griechen zeuge als von der

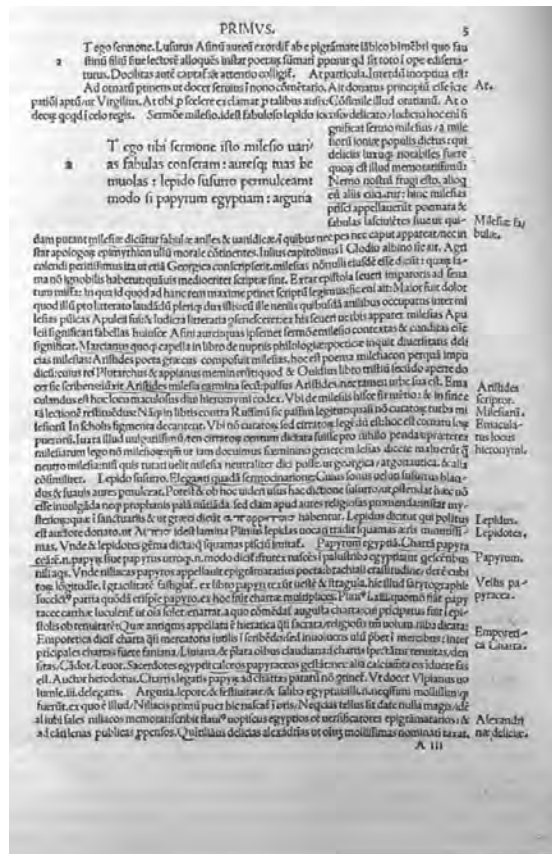


Abbildung 1
»Commentarij a Philippo Beroaldo conditi in asinum aureum lucij apuleij, Prolog (Bologna 1500).

1. Zu Beroaldo und dem Bologneser Umkreis vgl. Raimondi 1972, 15–58 (Kap. »Quattrocento bolognese: università e umanesimo«).

2. Apuleius 1501, fol. b iii^r.
3. Ebd.
4. Ebd.

Möglichkeit wirklicher Verwandlungen. Beroaldo zitiert indes auch die zweideutige Interpretation Augustins, der überzeugt gewesen sei, »haec esse fabulosa & daemonum ludificationes«¹.

Für Beroaldo handelte es sich um eines der schwierigsten Probleme der *Metamorphosen*, denn er neigte dazu, die Handlung des Romans im Sinne einer platonisch oder pythagoreisch gedachten Wiedergeburt zu lesen. Gewiss, Beroaldo zeigte wenig oder kein Interesse am spekulativen Gehalt der pythagoreischen Lehre, mit der sich Ficino und sein Kreis einige Jahrzehnte zuvor intensiv auseinandergesetzt hatten. Im Gegensatz zu den zeitgenössischen spekulativen Philosophen, sofern sie sich mit Apuleius beschäftigt hatten – man denke an Cusanus und Ficino – zogen Gelehrte wie Beroaldo oder Celio Calcagnini (der ein Kollege und Freund des Ersteren im ferraresischen Studio war) einen »archäologischen« (zugleich sprach- und sachgeschichtlichen) Zugang zu den Zivilisationen des Altertums vor, der den Leser ebenso sehr belehren wie zerstreuen und erfrischen sollte. Deshalb hatten Polyhistoren wie Apuleius oder Aulus Gellius einen derart bemerkenswerten Einfluss auf die Gestalt der frühneuzeitlichen Gelehrsamkeit im Allgemeinen.² Die »flosculi doctrinarum« und die sprachgeschichtlichen und linguistischen »parerga«, die Beroaldos Edition in reichem Maße zierten, sollten vom zeitgenössischen Leser nicht als spekulative Erörterungen über wichtige Lehren aufgefasst werden – man denke zum Beispiel an die Lehre von der Wiedergeburt; ihr Zweck erfüllte sich vielmehr ausdrücklich darin, den Leser durch interessante Informationen über »Menschen, Sitten, Meinungen und Zeitläufte« zu erfrischen – wie Shaftesbury zwei Jahrhunderte später sagen würde.

Bereits Beroaldos Edition war reich an varianten Lesarten. Auch die Ausgabe von Filippo Pinzio, erschienen im Jahr 1493 in Venedig – bei ihr handelt es sich im Wesentlichen um eine Neuausgabe von Andrea de' Bussis Edition von 1469 – weist gelegentlich marginale Lesarten auf, auch wenn die Marginalien sich zu meist auf Stichwörter topischen Charakters, die dem Prolog beigelegt sind – wie etwa »Milesius sermo« oder »Exoticus sermo« –, beschränkten.³ Mariano Tuccio fasst den Prolog in seiner 1512 in Florenz erschienenen Edition⁴ als Epigramm auf, wie Beroaldo vermutet hatte, und er ließ ihn nun auch visuell in eine regelmäßige metrische Form bringen. Francesco Asolano folgte ihm darin in seiner venezianischen Edition von 1521.⁵

Der erste Philologe indes, der sich kritisch gegenüber der Hypothese einer epigrammatischen Form des Prologs äußerte, war der pseudonyme Gelehrte Bernardus von Pisa, »Bernardus Philomathes Pisanus«. In

seiner Ausgabe, die 1522 in Florenz erschien, legte er dar, dass die vermeintliche metrische Struktur den vielfältigen Emendationen geschuldet sei, denen der Text durch frühere Gelehrte unterzogen worden sei, obgleich man in der handschriftlichen Überlieferung keinen Hinweis darauf finde, der derart einschneidende Veränderungen rechtfertigen könnte. Die Wahrheit der alten Lesarten, so gab Bernardus zu verstehen, besitze mehr Wert als der Scharfsinn der neueren Gelehrten, die sich ereiferten, geistreiche Emendationen zu erfinden. Der »emendierte« Prolog lautet folgendermaßen:

At ego sermone milesio
 Varias fabellas conseram atque aures tuas
 [recte: Varias fabulas conseram auresque tuas]
 Benevolas lepido susurro permulceam
 Modo si papyrus aegyptiam tu argutia
 Nilotici calami inscriptam non spreveris
 Inspicere, figuras fortunasque hominum in alias
 imagines
 Conversas, & in se rursus nexu mutuo
 Refectas ut mireris hic exordior.⁶

Bernardus legte dar, dass das vorgeblich jambische Metrum nur ganz selten bei Apuleius zu finden sei. Die Annahme einer metrischen Struktur des Prologs beruhe vielmehr auf einem zufälligen Gebrauch dichterischer Sprache innerhalb des Prosastils, wie man sehr oft bei talentierten Schriftstellern beobachten könne. Wenn man möge, so schloss Bernardus, so könne man leicht den ganzen Roman metrisch umschreiben.

Die Annahme der metrischen Form des Prologs wurde indes nicht so bald aufgegeben. Marcus Hopper, ein begabter Gelehrter am Studio von Basel, griff noch immer die epigrammatische Lesart auf, als er die *Metamorphosen* zusammen mit dem umfangreichen Kommentar Beroaldos 1587 edierte. Noch Hopper bewunderte Beroaldos überreiche Auslegung als einen der »gelehrtesten Kommentare«, der imstande sei, dem jungen Leser ein reiches enzyklopädisches Wissen zu vermitteln.

2. Die frühe italienische Übersetzung Boiardos

Die früheste italienische Übersetzung des *Goldenen Esel* stammt von Matteo Maria Boiardo (1441–1494); sie erschien postum zuerst 1516 im Druck.⁷ In der Tradition der »novelle« ist der Text nicht nur in »Bücher« (oder Hauptkapitel) gegliedert, sondern auch durch eine Reihe intermittierend eingeschobener Erzählungen. Da die Übersetzung vor Beroaldos Diskussion über den epigrammatischen Charakter des Prologs entstanden war, gab Boiardo das »Exordio nel primo libro« wie folgt wieder:

1. Apuleius 1501, fol. b iii^v.

2. Vgl. den kurzen Überblick in: Häfner 2003a, 8–21.

3. Vgl. Apuleius 1493, fol. i^r.

4. Vgl. ders. 1512, fol. i^r.

5. Vgl. ders. 1521, fol. 3^r.

6. Zitiert in: Apuleius 1522a, fol. AA iiiij^r–[AA v]^r.

7. Vgl. Trecca 1995, besonders Kapitel II (»La riscoperta di Apuleio narratore«).

Varie Favole con nuouo ragionare vi giungero insieme, et alle vostre beniuole orecchie con piacevole cianciamiento daro diletto, se non sdegnareti vedere la suttilitate del ingegno d'uno forestiero in carta posto. E vi potrete meravigliare della figura e fortuna d'uno huomo in l'altra immagine conversa, & in se stessa vn'altra volta ritornata, gia comincio & con poche parole chi colui fusse intendereti.¹

Boiardo veränderte den Ursprungstext merklich mit dem Ziel, eine lesbare Übersetzung herzustellen. Er ließ die schwierige Formulierung zu Beginn »At ego tibi« ganz aus und begann mit dem einladenden Versprechen an den Leser: »Varie Favole [...] vi giungero insieme«. Darüber hinaus ersetzte er den wichtigen idiomatischen Ausdruck »sermone isto Milesio« durch die wenig ausdrucksstarke Formulierung »con nuouo ragionare«. Der anspielungsreiche Ausdruck »modo si papyrum Aegyptiam argutia Nilotici calami inscriptam non spreveris inspicere« verliert in Boiardos Übersetzung viel von



Abbildung 2
Amor und Psyche, Holzschnitt. Aus: Apuleius 1519, fol. g iiiii'.

seiner »exotischen« Farbe: »se non sdegnareti vedere la suttilitate del ingegno d'uno forestiero in carta posto«. Mit der Einführung des »forestiero« antizipiert Boiardo indes schon die Selbstcharakterisierung des Erzählers mit seinem attischen Hintergrund, indem er davon berichtet, dass er nach Rom gekommen sei, um die lateinische Sprache zu erlernen: »et di poi nella cittade Latina forestiero con fortunosa fattica mi diedi il loro Sermone ad imparare, & senza maestro alcuno di quello mi fece studioso.« Boiardos Hauptaugenmerk scheint darauf gerichtet gewesen zu sein, Lesbarkeit und Verständlichkeit der Erzählung auch für jene Leser sicherzustellen, die nicht mit dem ursprünglichen lateinischen Text vertraut sein würden. Die Holzschnittillustrationen, die der postumen Edition beigegeben sind, beziehen sich meist auf die volkstümlichen Genres Sexualität, Verbrechen und Magie; sie zeigen, mit welcher sozialen Leserschicht der Verleger aller Wahrscheinlichkeit nach gerechnet hat.

1. Apuleius 1526, fol. 2^v.

3. Die deutsche Übersetzung von Johann Sieder und die Druckfassung

Bevor wir uns zwei weiteren italienischen Übersetzungen zuwenden werden, werfen wir zunächst einen Blick auf die erste deutsche Übertragung, die im Jahr 1500 abgeschlossen war. Der Übersetzer hatte vermutlich keine Kenntnis von Beroaldos Edition, denn auch hier finden wir weder eine Auseinandersetzung mit der möglicherweise epigrammatischen Form des Prologs noch einen Bezug zu irgendeinem Aspekt von Beroaldos Kommentar. In der Tat hatten deutsche Humanisten seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts viele Werke aus dem Lateinischen und Italienischen ins Deutsche übertragen. Johann Sieder,² der deutsche Übersetzer des Romans des Apuleius, stand in Kontakt mit Niklas von Wyle, dem bedeutendsten humanistischen Übersetzer der Zeit.³ Sieder stand als Schreiber im Dienst des Fürstbischofs Lorenz von Bibra in Würzburg; der Widmungsträger seiner Übersetzung ist indes Johann von Dalberg, Bischof von Worms, der eine zentrale Rolle in den frühen deutschen Humanistenkreisen gespielt hat.

Über Sieders Leben ist nur ganz wenig bekannt. Neben der deutschen Übersetzung von Apuleius' *Goldenem Esel* übertrug er Lukians *Wahre Geschichte*, die dem Berliner Manuskript der Übersetzung der *Metamorphosen* vorausgebunden ist. Man kann daraus schließen, dass er ursprünglich die Absicht hatte, beide Werke zusammen zu publizieren. Gewiss war Sieder schon verstorben, als sein »Apuleius« 1538 – also gut zwanzig Jahre nach der italienischen Übersetzung Boiardos – endlich gedruckt wurde.

Dieser Augsburger Druck von 1538 enthielt übrigens die wertvollsten Illustrationen, die jemals dem Roman des Apuleius beigelegt worden sind. Die meisten derselben stammen von Hans Schäuffelein, der zuvor in der Werkstatt Albrecht Dürers gearbeitet hatte.⁴ Da Sieders Manuskript in der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, vorhanden ist, haben wir das Glück, die ursprüngliche Übersetzung Sieders aus dem Jahr 1500 mit dem überarbeiteten Text der Druckfassung von 1538 vergleichen zu können. Wir gewinnen damit einen einzigartigen Einblick in die frühneuzeitliche Praxis der Edition volkssprachlicher Übersetzungen antiker Texte. In der folgenden Tabelle habe ich Sieders Manuskriptversion, die niemals gedruckt wurde, und den Text von 1538 gegenübergestellt, der von einem unbekanntem Redaktor überarbeitet worden war:

2. Für eine einlässlichere Darstellung dieser Übersetzung vgl. Häfner 2003b, 94–136; vgl. auch: Plank 2004; Küenzlen 2005; Gaiser 2008, 251–257.
3. Zu Niklas von Wyles Lukian-Übersetzung und zu seinem Einfluss auf Sieder vgl. Gaiser 2008, 249.
4. Einige Beispiele dieser Illustrationen finden sich in Häfner 2003b. Vgl. Oldenbourg 1964, 115–118 (= L 245₈₁₂₋₈₅₂).

[I,1,1] Aber Jch wurd dir mit diser Milesier Sprach mancherley fabel durcheinander mischen vnd dich gutwilligen zu ho^oren / Mit kurtzweiligem geschwetz erl^usten / Ob dir annders das Egiptier Bappir mit d^onnendem Halm des Niles beschrieben / nit wurdest verschmehn anzusehn /

[I,1,2] vndd begynne das du dich verwundern werdest Wie die gestalt vndd gluck der menschen Jn ander bildnis verwandelt vndd wider Jn sich selbst bekommen /

[Freuntlicher lieber leser /] [I,1,1] ich hab mir alhier mancherlai wunderbarlicher fablen / dich hier mit zu^oerlustigen / dir zu^o liebe vnd nutze / mit lieblicher / lecherlicher vnd schimpflicher rede vnd gespreche zu^osamen fassen / schreiben / vnd an tag zu^obringen f^urgenomen / bitt dich welltest mein ku^ortzweilig gedichte / geschwetze vnd fabelwercke also gu^otwilligklich annemen freuntlich lesen / [oder auffmercklich ho^oren lesen /] vndd mein schreiben / dinten vnd federn gar nicht verachten / [noch in den winde schlagen / sonder eben behertzen] <[cf. I,6,4] wie das gl^uck rade vmbher in der welte ghet /> [I,1,2] wie au^oß menschen bey weylen wilde thiere / [vihe, o^osel / sew / wo^olffe / vnd peren etc.] vnd herwiderumb au^oß vihe menschen werden /wunderbarlicher veränderung / wem solches begegnet sey / merke wol, vnd habe acht darauff / dann ichs alhie also anfahen will.

Tabelle 1

Gegenüberstellung des Sieder-Manuskripts mit der gedruckten Version aus dem Jahr 1538.

Schon auf den ersten Blick¹ wird deutlich, dass der Bearbeiter der Druckversion viele Details hinzufügte, die im lateinischen Text nicht vorhanden sind. Klarheit und Verständlichkeit sind die hauptsächlichen Merkmale dieser Ergänzungen. Die Formulierung »At ego tibi« ist in eine direkte Leseranrede verwandelt (»Freuntlicher lieber leser«). Am Ende dieser amplifizierenden Einleitung finden wir eine topische, das Glücksrad der Fortuna bedenkende Reflexion über das menschliche Leben (»wie das glück rade vmbher in der welte ghet«), die gleichsam den dann in I,6,4 thematisierten Gedanken vorwegnimmt. Im nächsten Abschnitt gibt der Redaktor dann mit der Einführung verschiedener Tierarten eine Erklärung der besonderen Art der Verwandlungen, mit der sich der antike Autor beschäftigt. Der eher formale Ausdruck »in alias imagines conversas« ist ersetzt durch die erklärende Umschreibung: »wilde thiere / [vihe, o^osel / sew / wo^olffe / vnd peren etc.]«.

Auf der anderen Seite ist Sieder in der Wiedergabe der komplexen Einleitung der *Metamorphosen* äußerst genau, wenngleich seine Wort-zu-Wort-Übersetzung für diejenigen Leser ziemlich dunkel geblieben sein dürfte, die den ursprünglichen lateinischen Text nicht kannten. Dem Eingang »At ego tibi« korrespondiert exakt die Übersetzung »Aber Jch [...] dir«; »sermone isto Milesio« ist geschickt wiedergegeben mit der Formulierung »mit diser Milesier Sprach«; sie entspricht zudem sehr gut der Auffassung der modernen Kritik, die dafürhält, dass wir es in diesem Abschnitt nicht mit einer Gattungsfrage, sondern mit einer Stilfrage zu tun haben;² »varias fabulas conseram« lautet in der Übersetzung: »mancherley fabel durcheinander mischen«;

»lepido susurro« entspricht »Mit kurtzweiligem geschwetz«; und »in alias imagines conversas« entspricht genau der Übersetzung »Jn annder bildnis verwandelt«; Apuleius' Ausdruck »ut mireris«, der für die kognitive Doppeldeutigkeit der Romanhandlung von besonderer Bedeutung ist, fehlt völlig in der Edition von 1538; in Sieders sorgfältiger und umsichtiger Übersetzung aus dem Jahr 1500 indes ist auch er gegenwärtig: »das du dich verwundern werdest«.

4. Die spanische Übersetzung

Im Jahr 1513 erschien die erste spanische Übersetzung des *Goldenen Esel*.³ Auch der Übersetzer Diego López de Cortegana (oder Cortagana; 1455–1524), der das Amt des Erzdiakons von Sevilla innehatte, beschränkte sich auf eine Prosaübersetzung des Prologs. Er vermied indes alle sprachlichen und syntaktischen Schwierigkeiten des lateinischen Textes, wie seine »Introducion del libro« zeigt:

En este libro podras conocer y saber diuersas historias y fabulas: con las quales deleytaras tus oydos y sentidos: si quisieres leer. y nomenos preciaresmi escriptura: porque aqui veras las fortunas, y figura de hombres conuertidas en otras imagines, y tornadas otra uez en su mesma forma: Demanera que te marauillaras de lo que digo.⁴

Diego López de Cortegana rühmt die Erlesenheit der Sprache des Apuleius (»mucha abundancia de palabras de grande elegancia«),⁵ wenngleich er nicht danach trachtet, die fremdartige und bisweilen dunkle lateinische Diktion im Spanischen nachzuahmen. Der »heitere

1. Die Zitate stammen aus: Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz, Ms. Germ. Fol. 1239, fol. 47^r, und Apuleius 1538, fol. I^r. – Zur Beschaffenheit der Handschrift vgl. die Beschreibung, die ich in Häfner 2003b gegeben habe.
2. Vgl. etwa Dowden 2001, 126–128.

3. Vgl. Scobie 1972, 236 f.; siehe auch Vilanova 1979, 267–285; Gaisser 2008, 269–276 (mit Abbildung der Titelseite der Edition von 1543).
4. Apuleius 1584, fol. 9^v.
5. Ebd., fol. 5^{vv}.



Abbildung 3

Ain schön lieblich, auch kurtzweylig getichte Lucij Apuleij von ainem gulden esel [...], Titelblatt (Detail) (Augsburg 1538).

Stil (*estilo alegre*) verwandelt sich in der spanischen Übersetzung in einen lesbaren Text, der Apuleius' Überblendung philosophischer und moralischer Topoi viel mehr betont, als dass er das Anmutige in die Volkssprache übertragen würde, das aus dem Gebrauch veralteter und neuartiger Wörter entspringt. Dem Übersetzer erschien eine Mischung dieser Art wie eine liebliche musikalische Komposition: »denn die Musik macht den Gesang süß und volltönend, indem sie die hohen und die tiefen Töne miteinander vermischt« (»porque la musica mezolando las bozes agudas con las graues, haze el canto dulce y sonoro«).¹ Setzt man voraus, dass die »tiefen Töne« sich auf die ernstesten Gegenstände der politischen und der Moralphilosophie beziehen, so scheint die Vermutung zumindest möglich, dass der Übersetzer auf Apuleius' Schlüsselbegriff der »argutia« anspielen wollte, indem er von den hohen (oder scharfen und spitzen) Tönen (»bozes agudos«) des Vergnügens und der geistreichen Zerstreung sprach, auch wenn Apuleius' idiomatischer Ausdruck in der Übersetzung selbst fehlt. Offensichtlich indes klingen in dem Vergleich von Apuleius' Stil mit einer musikalischen Komposition die verschiedenen Klangmetaphern nach, deren sich der afrikanische Schriftsteller im Prolog bedient hatte.² Corteganas Einleitung fasst diese wesentlichen Merkmale des Prologs zusammen; sie fehlen also nicht gänzlich, sie haben vielmehr ihren Ort gewechselt.

5. William Adlington's englische Übersetzung

William Adlington ist der Übersetzer der ersten, 1566 in London gedruckten englischsprachigen Ausgabe.³ Er verwendet nicht nur das Versmaß, sondern sogar den Reim; damit gewinnt der Prolog beinahe den Charakter

eines Volksliedes, dessen Vortrag man sich gut in Begleitung der zarten Klänge einer Renaissance-Laute vorstellen kann:

That I to thee some ioyous iests,
 may shew in gentle glose:
 And frankly feede thy bended eares,
 with passing pleasant prose
 So that thou daine in seemely sort,
 this wanton booke to view,
 That is set out and garnisht fine
 with written phrases new.
 I will declare how one by hap,
 his humane figure lost,
 And how in brutish formed shape,
 his loathed life he tost.
 And how he was in course of time,
 from such estate vnfolde,
 Who eftsoones turned to pristine shape,
 his lot vnluckie tolde.⁴

Adlington vermeidet ausdrücklich eine Wort-zu-Wort-Übersetzung. Um die Autor-Intention (»the given and naturall meaning of the Author«) möglichst exakt wiederzugeben, gebraucht er »more common & familier [!] words (yet not so much as I might doe) for the planer setting forth of the same«.⁵ Der schwierigste Teil des Eingangs – »modo si papyrus Aegyptiam argutia Nilotici calami inscriptam non spreveris inspicere« – findet seine Entsprechung daher in einer eher lockeren Umschreibung: »this wanton booke [...] That is set out and garnisht fine / with written phrases new.« In der Leser-Vorrede verteidigt Adlington die Abweichungen von der Vorlage, da er bemerkt hatte, »that the Author had written his work in so darke and high a stile, in so strange and absurd words, and in such new inuented phrases, as he seemed rather to set it forth, to show his

1. Apuleius 1584, fol. 4^r.

2. Zu den Klangmetaphern (insbesondere mit Beziehung auf Theocritus, Idylle 7) siehe Gibson 2001, 67–76.

3. Vgl. Carver 2007, 298–326 und ders. 2001.

4. Apuleius 1582, fol. *A.ii^f. (Das von mir benutzte Exemplar in der Cambridge University Library weist ein fehlerhaftes Titelblatt auf.)

5. Ebd., fol. A.vi^v.

magnificence of prose, then to participate his doings to other«. ¹ Auf der anderen Seite betont er den komischen Charakter des Romans: Enthält er doch »such plentie of mirth, as never (in my iudgement) y^e like hath bene shewed by any other«. ² Gewiss, auch für Adlington war Apuleius' Ziel ein moralisches, wenn er ein so scherzhaftes Spiel erfand (»so sportfull a iest«). Die »frivolen und leichtfertigen Spielwerke« (»friulous & trifling toys«) sollten den Leser lehren, den am Irdischen leidenden Geist »aus den sinnlichen Lüsten des Fleisches und dem daraus hervorgehenden tierischen Vergnügen« (»sensual lusts of the flesh, & the beastly pleasure thereof«) zu befreien. ³

Adlington's Anleitung zur Lektüre des *Goldenen Esel* ist überhaupt nicht originell; vergleichbare Hinweise begleiten den Roman vielmehr seit dem Beginn des Buchdruckzeitalters (wenn wir von der älteren Überlieferung seit Augustin einmal ganz absehen). Sie macht indes sehr gut deutlich, dass frühneuzeitliche Gelehrte sich der Wendung von Platons ernsthaften pädagogischen Forderungen (etwa im *Phaidros*) hin zu dem spielerischen, wenn auch eher oberflächlichen Platonismus der Anhänger der »Zweiten Sophistik« sehr bewusst waren – und sie begrüßten.

6. Zwei weitere italienische Übersetzungen

Der vermutlich eindrucksvollste Versuch, den Roman des Apuleius dem zeitgenössischen gesellschaftlichen Leben anzupassen, wurde von dem florentinischen Gelehrten Angelo Firenzuola (1493–1543) unternommen. Seine Übersetzung erschien in Venedig, wie es scheint, am Ende des Jahres 1549. ⁴ Charakteristisch ist seine Übersetzung durch den Umstand, dass sich für ihn in der Handlung des Romans die Florentiner Gesellschaft seiner Zeit darstellt. Für eine derart radikale »Übertragung« waren einschneidende Veränderungen notwendig. Die Zeit, in der Lucius all die seltsamen Abenteuer durchlitt, war das frühe 16. Jahrhundert; der Übersetzer passte daher die Orte, Umstände und Eigennamen der vertrauten Welt seiner Florentiner Zeitgenossen an. Firenzuola gibt zahlreiche Einzelheiten über die Republik Cosimos de' Medici und dessen Verhältnis zu Papst Clemens VII. preis. Aus der »fabula Graecanica« des Apuleius wird geradezu eine »Thosca fauola« ⁵. Der Held, der den Namen Angelo trägt, reist nicht nach Hypata, sondern nach der – wegen ihrer Hexen berühmten – Stadt Neapel. Für den Prolog verwendet Firenzuola ein reguläres jambisches Versmaß:

Varie nouelle, empiendoti l'orecchie,
Col dolce mormorio delle mie notte
Se gia non schiferai riuolger gli occhi
A queste carte pien di ciancie, & scritte
Con lagrime de calami d'Egitto.
De gli huomin le fortune & le figure,
Incomincio conuerse in altre imagini,
Et poi tornato nella antica forma,
Et a chi cio incontrasse, ascolta, in breue. ⁶

Firenzuolas lyrische Übersetzung ist sehr nah an der Sprachform des Originals. Er überträgt »lepido susurro« mit »queste carte pien di ciancie« (eine Formulierung, in der übrigens Sieders Ausdruck »geschwetz« anklingt, wengleich eine unmittelbare Abhängigkeit ziemlich unwahrscheinlich ist). Der Satz »queste carte [...] scritte / Con lagrime de calami d'Egitto« bewahrt ausgesprochen glücklich die »exotische« Atmosphäre der Handlung. Die Formulierung »le fortune & le figure [...] conuerse in altre imagini« gibt beinahe wörtlich den Sachverhalt im Lateinischen wieder.

Auch die dritte italienische Übersetzung, der wir uns abschließend noch zuwenden wollen, wurde in Venedig gedruckt, und zwar im Jahr 1612. ⁷ Der Übersetzer Pompeo Vizani war ein Patrizier aus Bologna. Auch Vizani fasst den Prolog als Epigramm auf, das den Leser in die Geschichte sonderbarer Verwandlungen einzuführen bestimmt sei. Seine Version weicht von der Firenzuolas in einer ganzen Reihe von Aspekten ab:

Per dar trastullo à le benigne orecchie,
Con questo mio sermon dolce, e faceto
Di ordir mi accingo varie fauollette,
Che t'empiranno di letitia il core.
Et; se di legger carta non t'incresco
Vergata, e scritta con burlesco inchiostro;
Palesi ti farò le gran sciagure
D'vn'huom, che fù cangiato in brutta forma;
E tornò poi ne l'esser suo primiero:
Onde ne stupirai. Attendi, ch'io
Comincio la mia istoria: Ma, qual'egli
Chi fusse, ascolta breuemente pria. ⁸

Schon mit der ersten Zeile macht Vizani deutlich, dass die Episodenreihe den Leser zerstreuen solle (»trastullo«). Die lateinische Wendung »lepido susurro« ist durch »sermon dolce, et faceto« wiedergegeben. Auf diese Weise schrieb er den Roman in die literarische Tradition der *facetiae* ein, die bekanntlich insbesondere in Italien seit dem 15. Jahrhundert eine reiche Blüte entfaltet hatte; man denke nur an Poggio Bracciolinis *Liber facetiarum*. Vizani verstärkt diese Deutung sogar noch einige Zeilen später, indem er die Formulierung »papyrus Aegyptiam argutia Nilotici calami inscriptam« mit »Vergata, e scritta con burlesco inchiostro« wiedergibt. Gewiss, das ägyptische Kolorit, das Apuleius liebte, ist verschwunden. Vizani zielte

1. Apuleius 1582, fol. A.v^f.

2. Ebd., fol. A.iii^r.

3. Ebd., fol. A.v^r.

4. Vgl. Maniscalco 1978.

5. Vgl. die knappe Diskussion bei Carver 2001, 173 f.

6. Apuleius 1549(?) (die Widmung ist datiert: Florenz, 25. Mai 1549).

7. Weitere Editionen: 1616 und 1639.

8. Apuleius 1612, 3.

indes offenbar nicht darauf, eine wörtliche Übersetzung zu geben; seine Übertragung entspricht vielmehr der zeitgenössischen Vorliebe für das burleske Genre. Zwei weitere Änderungen bestätigen diese Tendenz. Die »fabula Graecanica« wird zu »la mia istoria«, und der Ausdruck »varie fauolette« legt es nahe, dass Vizani sich auf die verderbte Lesart »fabellae« stützte (anstelle des korrekten »fabulae«), die sich aus der Annahme, es handele sich um ein Epigramm, speiste.

7. Einige französische Übersetzungen

Apuleius' *Metamorphosen* wurden erstmals von Guillaume Michel aus Tours im Jahr 1517 ins Französische übersetzt; die Ausgabe erschien dann 1522 in Paris.¹ Einige Jahrzehnte später folgte eine Übersetzung durch den aus Orléans stammenden Jean Louveau, die 1553 in Lyon gedruckt wurde.² Louveau verkürzte das »Proeme« ein wenig und gab ihm die folgende Form:

Or ie te veux par maniere de rire,
En ce livret des cas nouveaux escrire,
Comptes ioyeux, plaisans à merveilles,
Pour adoucir tes clairvoyans oreilles:
Si d'escouter il te vient à plaisir,
Tu y verra sans dommage ou danger,
Les corps humains en autres corps changer:
Et puis apres, sans beaucoup sejourner,
Les mesmes corps en humains retourner.³

Es scheint, dass Louveau seine Übersetzung auf die italienische Version Boiardos stützte, denn er verwendet den Terminus »nouveau« (»des cas nouveaux«), der meiner Kenntnis nach zuerst in Boiardos Übersetzung erscheint, wie wir oben gesehen haben (»con nuou ragionare«). Der Terminus »neu« macht insofern Sinn, als er eine zentrale Kategorie der frühneuzeitlichen Poetiken benennt; er meint dort stets soviel wie »fremdartig«, »seltsam«, »wunderbar« oder »unerhört«. Dennoch reicht Louveaus Übersetzung nicht an die Vollendung vieler der früheren Übertragungen heran. Das anmutige »exotische« Kolorit der Passage etwa, in der von dem ägyptischen Papyrus die Rede ist, fällt völlig aus. Die Übersetzung des idiomatischen Ausdrucks »auras [...] benivolos« durch die Metapher »tes clairvoyans oreilles« scheint zumindest manieriert, wenn nicht abwegig und dem Kontext wenig angemessen.

Eine der besten Übersetzungen indes, die in dem von uns betrachteten Zeitraum publiziert worden sind, ist diejenige von Jean de Montlyard. Erschienen 1602 in Paris,⁴ ist seine Übersetzung dieser »Oeuure d'excellente inuention et singuliere doctrine« – wie er sie auf der Titelseite preist – eng mit der Tradition des *liber-*

*tinage érudit*⁵ verbunden, die ihren Höhepunkt genau während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlebte. Und durch ein weiteres Merkmal zeichnet sich die Edition aus: Zum ersten Mal nach Beroaldos reich orchestriertem Kommentar fügte Montlyard umfangreiche Anmerkungen hinzu, so dass seine Ausgabe zugleich die erste ist, die einen Kommentar in der Volkssprache zur Verfügung stellt. Darüber hinaus ist Montlyards Übersetzung die verlässlichste im Sinne eines textkritischen Zugangs zur Manuskriptüberlieferung des lateinischen Textes bis hin zu Geverhart Elmenhorsts vollendeter Textredaktion von 1621.⁶ Aus diesem Grund übte Montlyard scharfe Kritik an Louveaus Übersetzung voller Missverständnisse und falscher Lesarten.



Abbildung 4

»Lucius Apuleius de Lasne dore autrement dit de la Couronne Ceres [...], Titelblatt (Paris 1522).

Gemäß unserem Zweck beschränken wir uns hier auf die Diskussion des Prologs. Obgleich Kritiker seit Bernardo Pisanos Edition von 1522 darin übereinstimmten, dass der Anfang von Apuleius' *Metamorphosen* nicht die metrische Form eines Epigramms aufwies, so zogen die meisten Übersetzer dennoch die lyrische Struktur vor. Jean de Montlyard indes gibt auch in diesem Fall Zeugnis von seinem textkritischen Bewusstsein, indem er den Prolog in Prosa wiedergibt:

1. Vgl. Scobie 1977.
2. Eine Neuauflage erschien 1577.
3. Apuleius 1553, fol. [a 7]^r.
4. Paris: Langelier. – Wiederauflagen: 1623 (Paris: Thiboust) und 1631.

5. Zur Tradition des *libertinage érudit* vgl. die immer noch wertvolle Untersuchung von Pintard 1983.
6. Vgl. Apuleius 1621. – Wahrscheinlich benutzte Montlyard die lateinische, zuerst in Leiden im Jahr 1600 erschienene Ausgabe von Bonaventura Vulcanius.

Orsus, que ie vous face en termes Milesiens quelques plaisans contes, & que sous vostre permission & bon plaisir ie vous entretienne de gentils propos, lesquels à guise d'un ioly gazoüil chatouillent vos oreilles: moyennant que vous daigniez lire mon papier escrit d'un stile facetieux & rehaussé de pointes Aegyptiennes. Le vous propose des figures de personnes transformees en autres images: puis derechef, comme par certaines vicissitudes & mutuelle conversion ramenees à leur premier estre. Vous le trouverez estrange. Mais apprenez qui ie suis.¹

Wir hatten oben beobachtet, dass schon Sieders deutsche Übersetzung des Prologs sich sehr nahe am lateinischen Text orientierte, auch wenn er aufgrund seiner Wort-zu-Wort-Übertragung daran scheiterte, die Bedeutung des Textes dem volkssprachlichen Leser klar verständlich zu machen. Montlyards Übersetzung zeichnet sich demgegenüber durch zwei Merkmale aus: Zum einen strebt er danach, eine lesbare französische Version zu geben, die auch ohne Kenntnis des lateinischen Textes verständlich sein würde. »Orsus, que ie vous face« ist so nah wie möglich an Apuleius' »At ego tibi«. Die Wendung »en termes Milesiens« deutet zu Recht auf den fazetiösen Stil des Romans. Der Ausdruck »lepido susurro« ist durch »à guise d'un ioly gazoüil« wiedergegeben: eine Wendung, die der Intention des Prologs vollkommen angemessen zu sein scheint, nämlich, einige hervortretende stilistische Besonderheiten der Erzählung zu exponieren. Diese Beobachtung bestätigt sich noch durch Montlyards Übersetzung der schwierigen Passage »papyrum Aegyptiam argutia Nilotici calami inscriptam«, indem er die fremdartige, »exotische« Doppeldeutigkeit von »Aegyptiam« und »Nilotici« ersetzt und damit den besonderen Stil einer Geschichte, deren Handlung in einem Land der Fazetien und *argutiae* angesiedelt ist, noch verstärkt: »mon papier escrit d'un stile facetieux [papyrum Aegyptiam [...] inscriptam] & rehaussé de pointes Aegyptiennes [argutia Nilotici calami]«.

Auf der anderen Seite fügte Montlyard mit seinen Anmerkungen weitere Informationen hinzu, die den Leser in den Stand setzten, die idiomatische Sprache ebenso wie Besonderheiten der Diktion und des Inhalts zu verstehen. Auch wenn er einen nicht unerheblichen Teil seines Materials aus Beroaldos üppigen Beobachtungen nahm, so ist sein Kommentar dennoch originell und spiegelt ausgezeichnet die Wertschätzung, die man dem Roman des Apuleius in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entgegengebracht hat, wider. (Bemerkungen wir übrigens, dass bereits Sieder eine Übersetzung von Beroaldos Kommentar geplant hatte. Wenn er sie jemals ausgeführt hat – wie eine Bemerkung in der postum gedruckten Edition eindeutig belegt –, so ist leider keine Spur mehr davon vorhanden.) Beim Lemma »Orsus« zum Beispiel merkt Montlyard an: »Luce Apulee² propose dès le commencement ce qu'il doit traiter en

toute ceste Oeuure: & commençant par des termes propres à gagner la bonne grace du lecteur, se le rend attentif & docile.«³ Bei Erläuterung des Begriffs »Milesiens« geht Montlyard auf lustige und unterhaltsame Liebesgeschichten ein, wie sie einst von den Einwohnern von Milet erfunden worden sein sollen. Im Fall des Apuleius deutet der Ausdruck zudem auf den ganz besonderen Stil des afrikanischen Autors. Die Geschichte werde »à cause de la galandise du stile«⁴ eine milesische genannt. Ganz ähnlich wie der Kommentar des Beroaldo stellt das Lemma »Papier« Informationen über den Ursprung und den Gebrauch des Papyrus bereit und verweist zu diesem Zweck auf das berühmte dreizehnte Buch von Plinius' *Naturalis historia*. Im Fall des Kompositums »ägyptischer Papyrus« bestätigt Montlyard die Schlussfolgerung, die wir bereits aus seiner Übersetzung des Passus gezogen hatten. In seinem Kommentar legte er dar: »Au demeurant on parle ordinairement des Aegyptiens, comme de gens mols, festards, desbauchez, faisans profersion de rire & gaudir par epigrammes & chansons lascives. Quintilian taxe les delices d'Alexandrie en Aegypte, comme les plus molles de toutes.«⁵

Von besonderem Interesse ist das Lemma »Gazoüil«; Montlyard fasst es nämlich als einen Hinweis auf die kognitive Doppeldeutigkeit der Handlung – von der wir oben sprachen – auf, wie er in der folgenden Beobachtung deutlich macht: »Il [sc. Apulée] vse peut-estre de ce mot, pour monstrier que ces choses ne se doiuent diuulguer aux profanes; ains seulement communiquer aux oreilles religieuses, à guise des mysteres & choses saintes qu'on reserue és sacristies.«⁶ Eine derartige Perspektivierung führt uns wieder auf die offensichtliche ironische Spannung zwischen Stil und Inhalt zurück, von der sich schon Beroaldo überzeugt hielt. Nach Montlyards Überzeugung hatte sich Apuleius zum Ziel gesetzt, den Leser in die Mysterien der Religion und deren Ritus einzuführen, die der Menge nicht offenbart werden sollten. Zur selben Zeit handele Apuleius jedoch religiöse und liturgische Gegenstände auf eine fazetiöse Weise ab, die die Verlässlichkeit und das Vertrauen des Autors im Blick auf seinen Glauben an den Sinn religiöser Praxis zerstört.

Im Fall von Firenzuolas Ausgabe von 1549 beobachteten wir, dass der italienische Übersetzer die Handlung radikal modernisierte, indem er sie dem zeitgenössischen sozialen, politischen und intellektuellen Kontext anpasste. Auch im Hinblick auf Montlyards Edition kann man von einer radikalen Modernisierung sprechen, die jedoch nicht den Inhalt des Textes selbst betrifft. Montlyard bietet vielmehr eine so weit wie

2. Die Zweideutigkeit von Autor und Held (»Lucius Apuleius«) ist übrigens eines der Hauptprobleme in der frühneuzeitlichen Rezeption von Apuleius' Roman.
3. Montlyard, »Commentaire sur le premier livre de l'asne d'or«, in: Apuleius 1631, 1 (der Kommentar besitzt eine eigene Paginierung).
4. Ebd.
5. Ebd., 2.
6. Ebd., 1 f.

1. Apuleius 1631, 1.

möglich getreue Übersetzung des Textes, indem er die Romanhandlung zugleich mit den intellektuellen, politischen und konfessionellen Herausforderungen seiner eigenen Zeit in Beziehung setzt. Das Problem der Magie war von so überwältigender Gegenwart in einem Zeitalter, in dem katholische und protestantische Priester vorgebliche Zauberer und Hexen verfolgten. Jean Bodin hatte in seiner einflussreichen *Démonomanie des sorciers* (1588) von Hexenstücken und Vorfällen von Magie berichtet, die den Alltag zu durchdringen schienen. 1594 erreichte die gelehrte Diskussion über die Magie ihren Höhepunkt, als Isaac Casaubon im Kommentar zu Apuleius' *Apologie* gegen das Unwesen der Hexenverfolgung polemisierte.¹ Einige Jahrzehnte später stellte Gabriel Naudé die schon im Titel auf das Werk des Apuleius anspielende *Apologie pour les grands hommes soupçonnez de magie* (1625)² vor, die bis ins 18. Jahrhundert hinein noch oft wieder aufgelegt werden sollte.

Montlyard spielte eine bemerkenswerte Rolle in dieser Diskussion, die die Freidenkerbewegung im frühen 17. Jahrhundert tief geprägt hat. In seiner Vorrede gab er zu verstehen, dass es »einige allzu leichtgläubige Leute« gebe, die sich der magischen Praxis hingeeben hätten. An Lukios von Patras, diesem »pratic en divination«, bewunderte er demgegenüber einen nicht kompromittierbaren Intellekt, handelte es sich bei ihm doch zugleich um einen »sophiste non moins elegant que mordant«.³ Es scheint mir evident, dass Montlyard also zu jener »Religion« gehörte, die der englische Gelehrte William Nicholls am Ende des 17. Jahrhunderts mit polemischem Sarkasmus »orthodox unbelievers«⁴ nennen wird. In seiner Widmung an den Kanzler des Königs, Jean de Rouen, versicherte Montlyard dem Leser, dass die Macht befreienden Lachens, die die Dummheit sozialer, religiöser und intellektueller Konventionen der Lächerlichkeit preisgibt, ausschließlich auf der Unabhängigkeit des Geistes beruhe. Niemals sei es seine Absicht gewesen – so fuhr er fort –, seine kommentierte Übersetzung von Apuleius' *Metamorphosen* einem mit öffentlichen Würden beladenen Manne zu widmen, wie andere es getan hätten; der Widmungsträger sollte vielmehr eine Persönlichkeit sein, die durch ihre moralische Integrität und die Vollendung ihres Geistes hervorgetreten sei. Jean de Rouen, so Montlyard, sei gerade ein derart unabhängiger Geist; und mit rhetorischer Emphase rief er ihm zu:

[D]ictes leur s'il vous plaist avec moi, Que ie prefere vostre priuauté aux friuoles esperances, vostre amitié aux promesses sans effet [...] aussi mon humeur n'est point de nacqueter à la porte de personne, & me ris ordinairement de ceux qui s'amusement aux vanitez & fumees.⁵

1. Vgl. Häfner 2006.

2. Bianchi 1993; ders. 1988.

3. Montlyard [Widmungsbrief an Jean de Rouen], in: Apuleius 1631, fol. e.ij^r.

4. Vgl. Nicholls 1697, 1.

5. Montlyard [Widmungsbrief], fol. a.ij^r.

Ich möchte noch einen zweiten wichtigen Aspekt hervorheben, der die Edition des französischen Gelehrten auszeichnet. Montlyard polemisiert mit allem Nachdruck gegen die klassizistische Tendenz der Sprachnormierung. Im Jahr 1629 hatte Valentin Conrart jenen gelehrten Zirkel gegründet, aus dem sechs Jahre später die *Académie française* hervorgehen sollte. Nach Montlyard kann die Sprache gar nicht normativ kodifiziert werden, denn sie ist ja Ausdruck eines unabhängigen, alle Normen kritisch hinterfragenden Geistes. Eine Begrenzung der Sprache durch normative Gesetze der Sprachreinheit und durch klassizistische Regelmäßigkeit der Diktion käme einer Abschaffung des unabhängigen Geistes gleich, der sich in der Anwendung einer kultivierten und verfeinerten Urteilskraft äußert. Wie der Prolog zum *Goldenen Esel* zeigt, waren die Schwierigkeiten der Syntax und der Diktion geeignete Mittel, die die Sprach- und Ausdrucksfähigkeiten des Lesers wesentlich bereicherten. Montlyard erneuerte damit die Argumente gegen die Kritiker des »Apuleianismus«, die man seit dem 15. Jahrhundert in die Diskussion gebracht hatte. In seiner Vorrede legte er dar:

Au demeurant [Apulée] a des mots en Latin qui ne sont bons que pour luy, esquels on ayme mieux se dellecter pour l'invention & nouveauté, que les pratiquer : & plusieurs außi desquels on peut vser & les naturaliser sans difficulté, pour estre des plus significatifs & de tres-galante composition à la mode des Grecs. [...] la frequente lecture d'Apulee peut beaucoup servir pour façonner la langue, & s'exercer à ceste partie d'eloquence qui concerne le bien-dire.⁶

Im Rückgriff auf Sidonius Apollinaris (5. Jahrhundert n. Chr.), den Bischof von Lyon, pries Montlyard die »fulminante Beredsamkeit« des afrikanischen Schriftstellers. Anders als die meisten Sprachlehrer und professionellen Rhetoriker war er überzeugt, dass die Schlacht der Klassizisten gegen die linguistischen »Meteore« zum Ziel hatte, Anmut und Vergnügen einer Sprachform abzuschaffen, die doch gerade die Grundlage einer kultivierten, ihrer selbst bewussten Gesellschaft sein müsse. Diese Auffassung gründet im Wesentlichen übrigens noch immer in dem Begriff einer »humanitas«, wie er von den Anhängern der »Zweiten Sophistik«, namentlich von Aulus Gellius, entfaltet worden war.⁷

Zusammenfassend können wir sagen, dass Montlyards Darlegungen am trefflichsten die Auseinandersetzung mit dem frühneuzeitlichen »Apuleianismus« ins Werk setzen. Sie geben Zeugnis von einer lebhaften Wiederkehr von Lebenshaltungen, die maßgeblich von der »Zweiten Sophistik« ausgebildet worden waren. Diese Aufnahme reicht von der eher spielerischen Repräsentation moralischer Haltungen, die vor allem die

6. Ebd., »Preface sur l'asne d'or de L. Apulee«, fol. e.ij^v–e.iiij^r.

7. Vgl. Aulus Gellius XIII, 16, und Häfner 2004b.

Editionen und Übersetzungen des 16. Jahrhunderts geprägt haben, bis hin zu einer offen libertinistischen Interpretation des sozialen und intellektuellen Lebens der Epoche. Apuleius, dieser »galante Geist« (»ce galant esprit«)¹ mit seiner zierlichen und blitzenden Sprache, wurde zu einem Vorbild für all jene unabhängigen Geister, die sich dem Zwang der Gesetze und Normen entzogen und sich dafür entschieden, ihren Verstand durch die Schärfung ihrer Urteilskraft zu verfeinern.

Bibliographie

Quellen

- Apuleius (1493): *L. Apuleii Opera*. Venedig: Filippo Pinzio.
- Apuleius (1500): *Commentarii a Philippo Beroaldo conditi in Asinum Aureum Lucii Apuleii*. Bologna: Benedictus Hectoris.
- Apuleius (1501): *Commentarij a Philippo Beroaldo conditi in asinum aureum lucij apuleij*. Venedig: Simone Bevilaqua.
- Apuleius (1512): *L. Apuleii de Asino aureo libelli XI* [...]. Florenz: Filippo Giunta.
- Apuleius (1519): *Apulegio volgare diuiso in vndeci libri* [...]. *Traducto per il magnifico conte Matthaео Maria Boiardo*. Venedig: Niccolò di Aristotile Zoppino/Vincenzo di Paolo.
- Apuleius (1521): *L. Apuleii Metamorphoseos, siue lusus Asini libri XI* [...]. Venedig: Aldus.
- Apuleius (1522a): *Quae in toto opera continentur. L. Apuleij Madaurensis, Metamorphoseon sive de Asino aureo. Libri XI* [...]. Florenz: Filippo Giunta.
- Apuleius (1522b): *Lucius Apuleius de Lasne dore autrement dit la Couronne Ceres* [...]. *Translate de Latin en langaige francoys par Guillaume Michel*. Paris: Philippe Le Noire.
- Apuleius (1526): *Apuleo volgare tradutto Per il Magnifico Conte Mattheo Maria Boiardo, nel quale molte cose vi sono state aggiunte, che nella prima impressione gli mancavano*. Venedig: Niccolò di Aristotile Zoppino.
- Apuleius (1538): *Ain schön lieblich, auch kurtzweylich getichte Lucij Apuleij von ainem gulden esel, darinn geleret, wie menschliche Natur so gar blöd, schwach, vnd verderbet* [...]. *Grundtlich verdeutscht durch Herren Johan Sieder* [...]. Augsburg: Alexander Weyssenhorn.
- Apuleius (1549?): *Apuleio Dell'asino d'oro. Tradotto per M. Agnolo Firenzuola Fiorentino. Nuovamente da molti errori di uoci Toscane, mal intese, corretto, e con le Figure a suoi luoghi adornato*. Venedig: Francesco de Leno.
- Apuleius (1553): *Luc Apulee de lasne doré, contenant onze livres, Traduit en François par Jean Louueau d'Orleans, & mis par Chapitres & sommaires, avec vne table enfin* [...]. Lyon: Jean Temporal.
- Apuleius (1582): *The xi. bookes of the Golden Asse. Containing the Metamorphosie of Lucius Apuleius, enterlaced with sundrie pleasant and delectable tales, with an excellent Narration of the marriage of Cupid and Psyche, set out in the iij. v. and vi. Bookes*. Übersetzt von William Adlington. London.
- Apuleius (1584): *Libro de Lucio Apuleyo, del asno de oro, repartido en onze libros, y traduzido en Romance Castellano. Es obra de mucho gusto y prouecho: porque tiene cuentos poéticos muy graciosos, y varias hystorias, cōpuestas para recrear el animo del hōbre: y de baxo de cuentos tos donosos, ensena a huyr de los vicios y seguir la virtud*. Alcalá de Henares: Hernán Ramírez.
- Apuleius (1612): *L'asino d'oro di Lucio Apuleio filosofo platonico Tradotto nuouamente in lingua volgare dal Molto Illustré Signor Pompeo Vozani Nobile Bolognese. Et da lui con chiari argomenti ornato, & da motti dishonesti purgato*. Venedig: Antonio Turini.
- Apuleius (1621): *Apulei Madaurensis platonici opera omnia quae exstant. Geuerhartus Elmenhorstius ex Mstis & vet. Codd. recensuit, librumque Emendationum & Indices absolutissimos adiecit*. Frankfurt a.M.: Officina Wecheliana, Daniel and David Aubry, Clemens Schleich.
- Apuleius (1631): *Les metamorphoses ou L'asne doré de L. Apulee philosophe. platonique. Oeuure d'excellente inuention et singuliere doctrine*. Übersetzt von Jean de Montlyard. Paris: Samuel Thiboust.
- Cusanus-Texte*. Teil III: *Marginalien*. Bd. 5: *Apuleius. Hermes Trismegistus. Aus Codex Bruxellensis 10054–56* (2004). Hrsg. von Pasquale Arfé. Heidelberg: Winter (= Schriften der Philosophisch-Historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 32).
- Nicholls, William (1697): *A Conference with a Theist*. [...] Part II. London.

Forschungsliteratur

- Acocella, Mariantonietta (2001): *L'Asino d'oro nel Rinascimento. Dai volgarizzamenti alle raffigurazioni pittoriche*. Ravenna: Longo (= Memoria del tempo, 31).
- Bianchi, Lorenzo (1988): *Tradizione libertina e critica storica. Da Naudé a Bayle*. Mailand: Franco Angeli (= Collana di Filosofia, 24).
- Bianchi, Lorenzo (1993): »Gabriel Naudé critique des alchimistes«, in: Margolin, Jean-Claude/Matton, Sylvain (Hrsg.): *Alchimie et philosophie à la Renaissance. Actes du colloque international de Tours (4–7 décembre 1991)*. Paris: Vrin (= De Pétrarque à Descartes, 54), 405–421.
- Carver, Robert H.F. (2001): »*Quis ille?* The Role of the Prologue in Apuleius' *Nachleben*«, in: Kahane, Ahuvia/Laird, Andrew: *A Companion to the Prologue of Apuleius' 'Metamorphoses'*. Oxford: Oxford University Press, 163–174.
- Carver, Robert H.F. (2007): *The Protean Ass. The 'Metamorphoses' of Apuleius from Antiquity to the Renaissance*. Oxford: Oxford University Press (= Oxford Classical Monographs).
- Casella, Maria Teresa (1975): »Il metodo dei commentatori umanistici esemplato sul Beroaldo«, in: *Studi medievali* 16, 627–701.

1. Montlyard, [Widmungsbrief], fol. a.ij^v.

- D'Amico, John F. (1984): »The Progress of Renaissance Latin Prose: The Case of Apuleianism«, in: *Renaissance Quarterly* 37, 351–392.
- Dowden, Ken (2001): »Prologic, Predecessors, and Prohibitions«, in: Kahane, Ahuvia/Laird, Andrew: *A Companion to the Prologue of Apuleius' ›Metamorphoses‹*. Oxford: Oxford University Press, 123–136.
- Gaisser, Julia Haig (2008): *The Fortunes of Apuleius and the Golden Ass. A Study in Transmission and Reception*. Princeton: Princeton University Press (= Martin classical lectures).
- Gibson, Bruce (2001): »Argutia Nilotici Calami: A Theocritean Reed?«, in: Kahane, Ahuvia/Laird, Andrew: *A Companion to the Prologue of Apuleius' ›Metamorphoses‹*. Oxford: Oxford University Press, 67–76.
- Goldschmidt, Ernst Philip (21966): *The Printed Book of the Renaissance. Three Lectures on Type, Illustration, Ornament*. Amsterdam: van Heusden.
- Häfner, Ralph (2003a): *Götter im Exil. Frühneuzeitliches Dichtungsverständnis im Spannungsfeld christlicher Apologetik und philologischer Kritik (ca. 1590–1736)*. Tübingen: Niemeyer (= Frühe Neuzeit, 80).
- Häfner, Ralph (2003b): »Ein schoʹnes Confitemini. Johann Sieders deutsche Übersetzung von Apuleius' Goldenem Esel: Die Berliner Handschrift Germ. Fol. 1239 aus dem Jahr 1500 und der erste Druck von 1538«, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 125, 94–136.
- Häfner, Ralph (2004a): »Wandlungen in der Wahrnehmung paganer Literatur: Frühneuzeitliche Apuleius-Editionen mit Blick auf *De deo Socratis* (1469–1625)«, in: Baltes, Matthias/Lakmann, Marie-Luise (Hrsg.): *Apuleius, De deo Socratis. Über den Gott des Sokrates*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Sapere, 7), 190–210.
- Häfner, Ralph (2004b): »›Paideia‹ und ›Humanitas‹. Das Bildungskonzept der *Attischen Nächte* des Aulus Gellius und die Kometenschrift des Danziger Philologen Jacob Oiselius (1666)«, in: Narbonne, Jean-Marc/Reckermann, Alfons (Hrsg.): *Pensées de l'Un‹ dans l'histoire de la Philosophie. Études en hommage au Professeur Werner Beierwaltes*. Paris/Québec: Vrin/Presses de l'Université Laval (= Collection Zétésis), 302–338.
- Häfner, Ralph (2006): »Der Kommentar als Spiegel einer Lebensform. Apuleius' Verteidigungsrede (Apologia pro se de magia) in Ausgaben von Isaac Casaubon, Scipione Gentili und Johannes Pricaeus«, in: Häfner, Ralph/Völkel, Markus (Hrsg.): *Der Kommentar in der Frühen Neuzeit*. Tübingen: Niemeyer (= Frühe Neuzeit, 115), 161–180.
- Harrison, Stephen/Winterbottom, Michael (2001): »The Prologue to Apuleius' *Metamorphoses*. Text, Translation, and Textual Commentary«, in: Kahane, Ahuvia/Laird, Andrew: *A Companion to the Prologue of Apuleius' ›Metamorphoses‹*. Oxford: Oxford University Press, 9–15.
- Kenney, Edward J. (1974): *The Classical Text. Aspects of Editing in the Age of the Printed Book*. Berkeley u.a.: University of California Press (= Sather Classical Lectures, 44).
- Krautter, Konrad (1971): *Philologische Methode und humanistische Existenz. Filippo Beroaldo und sein Kommentar zum Goldenen Esel des Apuleius*. München: Fink (= Humanistische Bibliothek, 1; 9).
- Küenzlen, Franziska (2005): *Verwandlungen eines Esels. Apuleius' ›Metamorphoses‹ im frühen 16. Jahrhundert. Der Kommentar Filippo Beroaldos d.Ä. Die Übersetzungen von Johann Sieder, Guillaume Michel, Diego López de Cortegana und Agnolo Firenzuela. Der Schelmenroman ›Lazarillo de Tormes‹*. Heidelberg: Winter (= Germanisch-romanische Monatsschrift; Beiheft, 25).
- Maniscalco, Silvana (1978): »Criteri e sensibilità di Agnolo Firenzuela, traduttore di Apuleio«, in: *Rassegna della letteratura italiana* 82, 88–109.
- Marache, René (1952): *La critique littéraire de langue latine et le développement du goût archaïsant au II^e siècle de notre ère*. Rennes: Pléhon.
- Noireau, Christiane (1991): *La lampe de Psyché*. Paris: Flammarion.
- Oldenbourg, Maria Consuelo (1964): *Die Buchholzschnitte des Hans Schäußelein. Ein bibliographisches Verzeichnis ihrer Verwendungen*. 2 Bde. Baden-Baden/Straßburg: Heitz (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte).
- Pintard, René (1983): *Le libertinage érudit dans la première moitié du XVII^e siècle*. Genf/Paris: Slatkine [Neudruck der Ausgabe von 1943].
- Plank, Birgit (2004): *Johann Sieders Übersetzung des ›Goldenen Esels‹ und die frühe deutschsprachige ›Metamorphosen‹-Rezeption. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Apuleius' Roman*. Tübingen: Niemeyer (= Frühe Neuzeit, 92).
- Raimondi, Ezio (1972): *Politica e commedia. Dal Beroaldo al Machiavelli*. Bologna: Mulino (= Saggi, 119).
- Rose, Anna (2001): *Filippo Beroaldo der Ältere und sein Beitrag zur Properz-Überlieferung*. München/Leipzig: Saur (= Beiträge zur Altertumskunde, 156).
- Scobie, Alex (1972): »The Dating of the Earliest Printed Spanish and French Translations of Apuleius' *Metamorphoses*«, in: *The Library* 27, 236 f.
- Scobie, Alex (1977): »The Influence of Apuleius' *Metamorphoses* on some French Authors, 1518–1843«, in: *arcadia* 12, 156–165.
- Trecca, Monica (1995): *La magia rinnovata*. Florenz: Atheneum (= Oxenford; Universale Atheneum, 52).
- Vilanova, Antonio (1979): »L'âne d'or‹ d'Apulée, source et modèle du ›Lazarillo de Tormes‹«, in: Redondo, Augustin (Hrsg.): *L'humanisme dans les lettres espagnoles. XIX^e colloque international d'études humanistes, Tours 5–17 juillet 1976*. Paris: Vrin (= De Pétrarque à Descartes, 39), 267–285.

In creandis cardinalibus. Zur Praxis der Kardinalskreationen im 15. Jahrhundert

DUANE HENDERSON

Der folgende Beitrag entstammt der Arbeit des Teilprojekts C 11 »Autorität und politische Kontingenz an der Kurie des 15. Jahrhunderts«, dem der Autor als Mitarbeiter angehört.

1. Ein institutioneller Streitfall

In einem Brief vom 25. Februar 1461 an Barbara Gonzaga, Markgräfin von Mantua, berichtet der Gesandte Bartolomeo Bonatto von der Wiederaufnahme intensiver Verhandlungen um die Erhebung – oder, um den richtigen Terminus zu verwenden, die Kreation – von neuen Kardinälen an der Kurie: Die ganze Nacht hindurch wurde hin und her gelaufen und verhandelt. Am folgenden Tag wurde dann im Geheimkonsistorium über die Frage debattiert, ob Kardinäle ernannt werden sollten oder nicht – bislang ohne Ergebnis. Nach Meinung eines glaubwürdigen Informanten sei es wahrscheinlich, dass keine neuen Kardinäle ernannt würden – eine Prognose, die sich in der Tat erfüllte.¹ Die von Bonatto geschilderten Auseinandersetzungen um Kardinalskreationen illustrieren eine Situation, die sich im 15. Jahrhundert und am Anfang des 16. Jahrhunderts fast regelmäßig wiederholte. Der beinahe periodische Charakter solcher Streitfälle zeigt, dass sie nicht so sehr mit den beteiligten Personen zusammenhingen, sondern dass es sich um eine institutionelle Konfliktsituation des quattrocentesken Papsttums handelte. Im Folgenden möchte ich die Grundzüge dieses Problems knapp umreißen und dann als Teilergebnis meiner Projektarbeit einige pragmatische Lösungspraktiken und -strategien aufzeigen, die sich aus einer Detailuntersuchung der päpstlichen Herrschaftspraxis unter Pius II. (1458–1464) ergeben.

2. Die ›Scharnierstellung‹ der Kardinalskreationen

Die Auseinandersetzungen um Kardinalskreationen im 15. Jahrhundert sind ein Produkt der besonderen institutionellen Verhältnisse des Papsttums in dieser Zeit, die sich klar von den Verhältnissen im 13. und 14. Jahrhundert und wiederum von denen nach dem Konzil

von Trient um die Mitte des 16. Jahrhunderts unterscheiden. Um verständlich zu machen, worum es in diesen Streitfällen ging, möchte ich daher den geschichtlichen Hintergrund in groben Zügen skizzieren.

In der noch zu schreibenden Geschichte des mittelalterlichen Kardinalats zeichnet sich nach der Konstituierung des Kardinalskollegiums im 11. Jahrhundert ein allmählicher, im 13. und 14. Jahrhundert aber steiler werdender Aufschwung an Macht und Bedeutung dieser Institution ab, der so weit führte, dass die Machtansprüche des Kardinalskollegiums sogar mit denen des Papstes konkurrieren konnten. Diese auf Gewohnheitsrecht beruhenden Rechte drückten sich in der Beteiligung an den großen politischen und kirchlichen Entscheidungen der Kirchenregierung (*res arduae*) in der Form von *consilium* und/oder *consensus* aus. In den Kompetenzbereich kardinalisierter Mitregierungsansprüche fielen Entscheidungen über die Vergabe von größeren Pfründen, Bündnisschlüsse, Kriegserklärungen und nicht zuletzt auch die Kreation neuer Kardinäle.² Im Zusammenhang mit dem Großen Abendländischen Schisma und den großen Reformkonzilien von Konstanz und Basel wurde die Stellung des Kardinalskollegiums im frühen 15. Jahrhundert zu einer »fast konstitutionellen Macht«.³ In den Reformbeschlüssen des Basler Konzils (1431–1449) und in der danach in kurialen Kreisen geführten ekklesiologischen Diskussion wurde das Kardinalskollegium als konstitutionelles Gegengewicht zum Papsttum aufgewertet. Dieser Mitregierungsanspruch lief den monarchischen Bestrebungen der Päpste des 15. Jahrhunderts zuwider.⁴

Nach der Krise des Großen Schismas und der institutionellen Herausforderung der Konzilien konnte sich das Papsttum im Laufe des Quattrocento zu einer regionalen politischen Macht in Italien und zu einer monarchischen Herrschaftsstellung in der Kirche aufschwingen und nahm die Gestalt an, für die es im 16. Jahrhundert als Renaissancepapsttum bekannt und mitunter berüchtigt ist.⁵ Eine inverse Entwicklung hierzu durchlief die Stellung des Kardinalskollegiums, das im 16. Jahrhundert seine Machtansprüche gänzlich aufgeben musste. Zugleich wurde der Kardinalat zunehmend politisiert und säkularisiert; das Kardinalskollegium wurde zur Versorgungsinstitution für Fürstensöhne und päpstliche Nepoten, die eine entsprechende Lebensführung und Kultur mit sich brachten.⁶ Rückblickend wird dieser Kultur- und Funktionswandel vom venezianischen Gesandten Paolo Paruta 1595 im Abschlussbericht seiner Gesandtschaft folgendermaßen

1. ASMa, AG, busta 841, 22: »Illustrissima madona mia, la praticha de far novi cardinali che a questi di pareo fusse sopita adesso e revegliata et heri comenzo ale XVIII hore cum tanta vehementia che tuta nocte non se facto altro per chi ge andata che corere et praticare; questa matina esta concistorio et se debatito el farne et non farne per ancor non ge conclusione alcuna et ami e dicto per persona digna che poria essere non se ne faria, pur per quello se comprende credo se ne fara chi sia andato per il tavolero [...]. Rome XXV Februarii 1461.«

2. Zur Stellung des Kardinalats bis zum Ende des 13. Jahrhunderts: Sägmüller 1896; Lulvès 1914. Zum Kardinalat in Avignon vgl. Pásztor 1999 und Lützelshwab 2007. Zum Kardinalat im 15. Jahrhundert siehe Pellegrini 2002 und Dendorfer (im Druck).

3. Jedin 1949/1957, Bd. 1, 60–79; siehe auch ders. 1935.

4. Vgl. ders. 1949/1957, Bd. 1; ausführlich jetzt: Dendorfer (im Druck).

5. Immer noch grundlegend hierzu Prodi 1982.

6. Vgl. Young 1978; Pellegrini 2002.

nachgezeichnet: Im Vergleich zu anderen weltlichen Fürsten, die durch die Macht ihrer Barone oder Bürger im Rat oder Parlament gebunden seien, könne der Papst schalten und walten, wie er wolle, und müsse auf keinen Rat hören, der ihm nicht gefiele. Früher sei es gebräuchlich gewesen, dass die Kardinäle an den großen Regierungsgeschäften beteiligt würden. Solche Angelegenheiten seien im Konsistorium besprochen, mit der Zustimmung der Kardinäle beschlossen und entsprechend mit der Formel *de consensu fratrum* publiziert worden. Aber schon lange, seit dem Pontifikat Pius' II., sei in zunehmendem Maße alles in die Machthoheit der Päpste gefallen, so dass man sich im Konsistorium nun mehr mit nichts anderem als der Vergabe von freigewordenen Pfründen beschäftige.¹

Schon lange hat die Geschichtsforschung die Kreationsexpraxis der Päpste als einen wesentlichen Faktor in dieser Entwicklung erkannt. Die Kreation von Kardinälen diene einerseits als Waffe zur Durchsetzung päpstlicher Autoritätsansprüche gegenüber dem Kardinalskollegium, beeinflusste aber andererseits die Kultur des Kardinalats durch die Auswahl der hierbei eingesetzten Kardinäle.² Aus dem Kreis der Kardinäle wurde in der Regel wiederum der neue Papst gewählt. Somit trug die personelle Zusammensetzung des Kardinalskollegiums zur Gestaltung des Profils des Renaissancepapsttums bei. Diese personelle Umbildung des Wahlkörpers war das Ergebnis des Einsatzes von Kardinalskreationen durch die Päpste als Mittel, um sich Zustimmung im Kollegium zu verschaffen, als Versorgungsmöglichkeit für Günstlinge oder Verwandte, oder als außenpolitisches Instrument. Die herrschaftsstabilisierende und außenpolitische Funktionalisierung des Kardinalskollegiums war wiederum integraler Teil der Reorganisation und Restauration des Papsttums. Kardinalskreationen sind also ein zentrales Element im Problemfeld des institutionellen und kulturellen Wandels des Papsttums im 15. Jahrhundert. Um ein kleines Wortspiel auf die Etymologie des Wortes *cardinalis* zu machen, nehmen die Kardinalskreationen eine Art Scharnierstellung in dieser Entwicklung ein.³

Allerdings setzt eine solche Instrumentalisierung von Kardinalskreationen voraus, dass die Päpste ihre Wünsche auch durchsetzen konnten. Wir haben aber gesehen, dass es zu den Mitregierungsansprüchen des Kardinalskollegiums gehörte, an der Ernennung neuer Mitglieder beteiligt zu werden. Im Kontext der gegenläufigen Bestrebungen einerseits des Papsttums nach uneingeschränkter Machtfülle und andererseits des Kardinalskollegs, seine Machtstellung zu erhalten oder zu erweitern, mussten sich die Päpste zuerst in der Kreationsexpraxis durchsetzen, um von dieser ›Waffe‹

Gebrauch zu machen. Die sich wiederholenden Konflikte zwischen Papst und Kardinalskollegium in Zusammenhang mit Kardinalskreationen belegen, dass eine solche Instrumentalisierung keineswegs so selbstverständlich war, wie es allgemein angenommen wird: Die Forschung geht gewöhnlich von einer mehr oder weniger ungehinderten päpstlichen Kreationsbefugnis aus, die allenfalls von Wahlkapitulationen, also den Versprechungen des zu wählenden Papstes an die Kardinäle während des Konklaves, eingeschränkt wurde – entsprechend werden die Streitigkeiten um Kardinalskreationen als Streitigkeiten um die Einhaltung der Wahlkapitulationen begriffen.⁴ Insofern überhaupt auf die Modalität von Kardinalskreationen eingegangen wird, spricht man dem Papst dagegen ein fast uneingeschränktes Ernennungsrecht zu, wie es ihm erst nach dem Konzil von Trient und der Bulle *Postquam verus* tatsächlich zustand.⁵ Ob es andere normative Regeln außer den Wahlkapitulationen gegeben hat und welche Geltung sie besaßen, ist ebenso unerforscht wie die tatsächliche Kreationsexpraxis selbst. Weil die normative Grundlage für das Verständnis der Praxis unentbehrlich ist, möchte ich zunächst die Spielregeln der Kreationsexpraxis im 15. und frühen 16. Jahrhundert kurz zusammenfassen, um dann mit einer aus dem Überblick geschärften Fragestellung die Kreationsexpraxis zu untersuchen.

3. Normative Regelungen

Ein Grund für die Annahme, dass die Päpste praktisch ungehindert Kardinalskreationen durchführen konnten, könnte sein, dass es keine eindeutige rechtliche Regelung der Praxis bis zum Konzil von Trient und der Bulle *Postquam verus* (3. Dezember 1586) des Papstes Sixtus V. gegeben hat, deren 21. Paragraph alle früheren Regelungen aufhob und dem Papst allein die Entscheidung über Kardinalskreationen zusprach. Keine päpstliche Bulle hatte sich bisher den Modalitäten gewidmet. Allerdings bestand sehr wohl ein gewohnheitsrechtlich verankerter Anspruch auf kardinalisierende Mitwirkung, die sich im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts ausgebildet hatte. Diese Normalpraxis liegt der Zeremonialpraxis zugrunde, die im Zeremoniale des Kardinals Jacopo Stefaneschi im 14. Jahrhundert zum ersten Mal formuliert wurde.⁶ Dort wird der normale Ablauf von Kreationen als ein Verfahren geschildert, das an bestimmte Termine gebunden war und in bestimmte Abstimmungsphasen geteilt wurde. Die hierin festgelegte Praxis sah vor, dass Kreationen an vier Terminen im Jahr, den sogenannten Quatemberzeiten, an drei Tagen nach den folgenden Modalitäten erfolgen

1. »Relazione di Roma di Paolo Paruta tornato da Roma nel 1595«, in: Alberi 1857, 412 f.
2. Siehe hierzu: Pellegrini 2002, 17–18; ders. 1998, 23; Young 1978.
3. Das Wort *cardinalis* leitet sich vom lateinischen Substantiv *cardo* (Wendepunkt, Scharnier) ab.

4. Auch zum Beispiel Jedin 1949/1957, Bd. 1; Becker 1987.
5. Bezeichnend für diese Ansicht ist der Ausdruck, der Papst habe Kardinäle ernannt: So spricht etwa Ludwig von Pastor von den »Kardinalsernennungen« Pius' II.: Pastor 374 1904, 202–210.
6. Dykmans 1981, 475–494. Zur Entstehung dieses Kapitels ebd., 241.

sollten: Am ersten Tag, dem Quatembermittwoch, befragte der Papst die Kardinäle, ob Kreationen vorgenommen werden sollten. Am darauf folgenden Freitag bestimmten Papst und Kardinäle zusammen die Zahl der neuen Kardinäle und die Personen, die promoviert werden sollten, woraufhin der Papst die eigentliche Kreation vollzog, indem er die erfolgreichen Kandidaten von ihren bestehenden Kirchenämtern löste und zu Inhabern einer Titelkirche machte. Am dritten Tag, dem Samstag, wurden die kreierten Kardinäle im öffentlichen Konsistorium publiziert und demonstrativ von den Kardinälen aufgenommen. Diese Zeremonie inszenierte den Kurationsakt vor der kurialen Öffentlichkeit als Entscheidung des Papstes, betonte aber insbesondere die korporative Aufnahme der neuen Kardinäle durch die alten in der Form eines Aufnahmeaktes. Die Abstimmung des Kollegs in den ersten Entscheidungsphasen erfolgte auf unterschiedliche Weise, wobei der Papst zwar nicht an Mehrheitsverhältnisse gebunden war, den Kardinälen dennoch ein maßgeblicher Einfluss auf die Zahl der zu kreierenden Kardinäle zustand. Insgesamt zieht die Forschung jedoch eine Negativbilanz unter die kardinalischen Mitbestimmungsrechte des 13. und 14. Jahrhunderts: Der Papst war nicht auf ihre Zustimmung angewiesen.¹

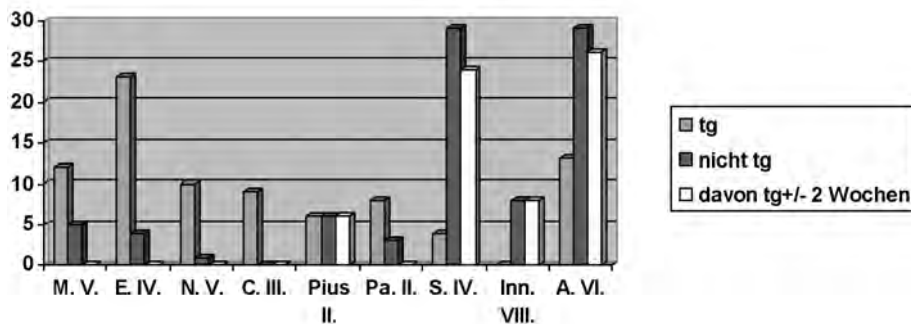
Die nächste schriftliche Formulierung der Kurationszeremonie wurde von den Zeremonienmeistern Agostino Patrizi-Piccolomini und Jacobus Burchard 1488 vorgenommen.² Die Schilderung der Abläufe im Geheimkonsistorium ist wesentlich weniger detailliert, folgt aber im Allgemeinen dem von Stefaneschi beschriebenen Verfahren. Die kardinalische Mitwirkung wird hier merklich gestärkt: Bei den Befragungen der Kardinäle soll der Papst an den Mehrheitskonsens (oder, wie Patrizi wohl fälschlicherweise angibt, an die Zweidrittelmehrheit) gebunden sein. Wesentlich ausführlicher ist die Beschreibung der Publikationszeremonie am Quatemberabend, denn diese war der Zuständigkeitsbereich der Autoren. Im Vergleich zum Zeremoniale Stefanesis entfällt der kardinalische Inkorporationsritus und die Bedeutung der Aufnahme durch den Papst wird hervorgehoben. Während also die Rolle der Kardinäle gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der Entscheidungsfindung anscheinend stärker geworden war, wurde sie in der Außendarstellung zugunsten der päpstlichen Herrschaftsinszenierung ostentativ heruntergespielt und »invisibilisiert«. Patrizi leitet seine Schilderung der Kurationszeremonie zwar damit ein, dass der Papst auch auf andere Weise Kurationen vornehmen könne, doch behauptet er, Kurationen seien »usque ad hec tempora«³ mit der Zustimmung der Kardinäle erfolgt – eine Behauptung, die wir bald überprüfen werden.

Die Kurationszeremonie oder die daran orientierte Praxis bildete den Ausgangspunkt für die Versuche, die gewohnheitsrechtliche Beteiligung der Kardinäle an Kurationen schriftlich zu fixieren. Die Gesetzgebung der Konzilien von Konstanz und Basel befasste sich insbesondere mit der Anzahl und den Personenattributen der zu kreierenden Kardinäle.⁴ Eine Höchstzahl von 24 Mitgliedern des Kardinalskollegiums, ein Mindestalter von 30 Jahren, »nationale« (im Sinne von »Konzilsnationen«) Repräsentation, sowie Moral- und Bildungsstandards für die neuen Kardinäle grenzten die Entscheidungsfreiheit des Papstes ein, während die Modalitäten des Kurationsverfahrens von den Reformen nur geringfügig betroffen waren: Nach den am Konstanzer Konzil beschlossenen Konkordaten sollte der Papst nur das *consilium* der Kardinäle einholen, während das Basler Konzil den *consensus* vorschrieb und dazu sogar eine bestätigende päpstliche Bulle forderte. Vor allem die Formulierungen des Konstanzer Konzils, die zwar nicht gesetzlich verabschiedet aber lange als gültige Regelung angesehen wurden, bildeten den Ausgangspunkt für die sogenannten Wahlkapitulationen.⁵ Die Praxis der Ausstellung dieser Wahlversprechungen in der Form von *pacta iurata* wurde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bei Konklaven gebräuchlich und stellt einen Versuch dar, die päpstliche Macht einzugrenzen; im späteren 15. Jahrhundert liegt allerdings der Schwerpunkt zunehmend auf der Sicherung materieller Vorteile.⁶ Während die früheren Wahlkapitulationen einfach auf die Regelungen des Konstanzer Konzils bezüglich Kurationen hinwiesen, wurden die dort promulgierten Forderungen in den späteren *pacta* ausdrücklich formuliert. Mit neuen Artikeln, die zum Beispiel die Anzahl von päpstlichen Neffen begrenzten, reagierten die Wahlkapitulationen auf vorangegangene päpstliche Missbräuche, während sie zugleich einen festen Bestand von Forderungen transportierten, zu denen die Mitbestimmung bei Kardinalskurationen gehörte. Die Verbindlichkeit solcher Versprechungen wurde zwar immer wieder heftig umstritten, aber sie wurden in vielen Punkten auch respektiert.⁷

Aus diesem kurzen Überblick über die normativen oder quasi-normativen Regelungen der Kurationspraxis ist erkennbar, dass es ein miteinander verflochtenes Bündel von gewohnheitsrechtlichen, zeremoniellen und gesetzlichen Restriktivregelungen gab, die das monarchische oder absolutistische Hineinregieren des Papstes in die personelle Zusammensetzung des Kardinalskollegiums verhindern sollten. Verfahrenstechnisch musste dieser die Zustimmung oder mindestens den Rat der Kardinäle zu neuen Kurationen einholen. Die Mit-

1. Vgl. Sägmüller 1896, 184 f. und Lützelshwab 2007, 25 f.
2. Dykmans 1980/1982.
3. Ebd., 140: »Servatum tamen est usque ad hec tempora ut pontifex non creet novos cardinales, nisi de consensu duarum partium sacri collegii.«

4. Vgl. Miethke/Weinrich (1995/2002), Bd. 1, 440: *Capitula advisata in reformatorio*; Bd. 1, 516: Konkordat mit der »germanischen Nation«; Bd. 2, 366–374: Basler Reformdekret.
5. Die Beziehungen zwischen den Wahlkapitulationen und den Konzilstexten sowie ihre Gegenwartsbezüge sind von Jürgen Dendorfer untersucht worden: Dendorfer (im Druck).
6. Vgl. Krüger 2006; Becker 1987.
7. Ebd. und ders. 2008.



Graphik 1

Anzahl der termingerecht (tg) und nicht-termingerecht (nicht tg) kreierten Kardinäle.

wirkung der Kardinäle betraf dabei die Fragen, ob Kreationen durchgeführt und wie viele Kardinäle kreiert werden sollten, sowie wer auf diese Posten erhoben wurde. Das Zeremoniell regelte auch die Zeiten, an denen Kreationen vorgenommen werden durften. Die normativen Regeln legten ferner die Zahl der Mitglieder des Kardinalskollegs fest, die durch Kreationen nicht überschritten werden durfte, und gaben einige Bestimmungen über die Eigenschaften der neuen Kardinäle vor.

4. Regelbeachtung und Regelausnahme: ein statistischer Überblick der Kurationspraxis im 15. Jahrhundert

Haben sich die Päpste an diese Regeln gehalten? Oder haben sie sich einfach kraft ihrer *plenitudo potestatis* darüber hinweg gesetzt? War diese Regelung bloß leere Theorie oder bot sie den Rahmen für die reelle Kurationspraxis? Eine erste Annäherung an die Kurationspraxis erlaubt eine statistische Analyse der Kurationen im 15. Jahrhundert. Einen instruktiven Einblick in das Kurationsverhalten bietet die einfache Frage, ob Kurationen zu den vorgeschriebenen Terminen erfolgten.¹

Graphisch dargestellt, lässt sich erkennen, dass Kurationen in der ersten Jahrhunderthälfte ziemlich regelmäßig aber auch später immer wieder termingerecht durchgeführt wurden. Andererseits gab es bei fast allen Päpsten auch außerterminliche Kurationen, wobei die Tendenz im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts eindeutig zur Nichteinhaltung der durch das Zeremoniell geregelten Termine geht. Betrachtet man die Abweichungen von der Norm etwas näher, ergeben sich zwei wesentliche Muster:

Ein hoher Prozentsatz der außerterminlich kreierten Kardinäle bis zum Pontifikat Papst Sixtus' IV. sind entweder Papstneffen oder -familiaren oder aber Personen, deren Ernennung in direktem Zusammenhang mit aktuellen politischen Ereignissen steht. So

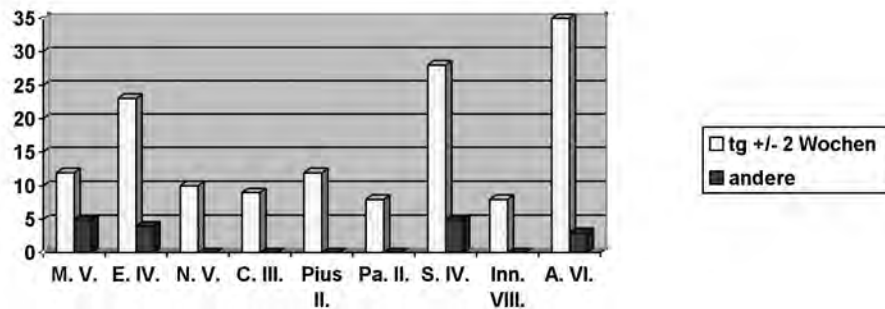
sind zum Beispiel die Kurationen des ehemaligen Papstes Johannes XXIII. durch Martin V. und des Konzilpapstes Felix V. durch Nikolaus V. nicht in den Quatemberzeiten erfolgt, ebenso wenig wie Eugens IV. Kuration seines ehemaligen Leibarztes Lodovico Trevisan und seines Neffen Pietro Barbo, oder Pauls II. Kuration seiner Neffen Giovanni Battista Zeno und Giovanni Michiel. Es darf auch nicht überraschen, wenn hinzukommt, dass zugleich die meisten Verletzungen der normativen Eignungsbestimmungen (zum Beispiel Alter oder Bildungsvoraussetzungen) auch bei diesen außerterminlichen Kurationen geschahen. Damit zeichnet sich eine Art regelmäßiges Ausnahmeverhalten ab, das *ex negativo* eine grundsätzliche Einhaltung der Spielregeln belegt.

Allerdings gilt dieses Muster nur etwa bis zu Papst Sixtus IV. Dieser Papst und seine Nachfolger führten ihre Kurationen offensichtlich überhaupt nicht mehr regelmäßig an den vorgeschriebenen Terminen durch. Aber auch hier tritt ein Verhaltensmuster zu Tage, denn die außerterminlichen Kurationen sind in der Regel um nur wenige Tage bis zu zwei Wochen zu früh oder zu spät – in den meisten Fällen zu früh. Interessanterweise fällt dieses Verhalten mit einem starken Anstieg in der Zahl der Kurationen und einer Zunahme an Nepotismus und anderen Normbrüchen zusammen. Auf diese Phänomene, die schon unter Pius II. im Ansatz, im letzten Viertel des Quattrocento aber beinahe regelmäßig zu beobachten sind, werde ich später zurückkommen. Zunächst aber genügt dieses Muster, um zu zeigen, dass die Päpste offenbar nicht zu beliebigen Zeiten Kurationen durchführten, sondern sich in der Regel an den festgelegten Terminen orientierten.

Aus diesem knappen Überblick lässt sich verallgemeinern, dass die Päpste des 15. Jahrhunderts offensichtlich nicht ganz uneingeschränkt Kardinäle kreierten, sondern sich üblicherweise zumindest formal an die normativen Regeln der Praxis hielten. Dieses Verhalten lässt sich zum Teil durch die legitimationsstiftende Funktion des traditionell und zeremoniell verankerten Verfahrens erklären.² So befand Domenico de' Domenichi in einem

1. Die Datenbasis für die folgenden Bemerkungen ist eine Datenerhebung über Kardinalskurationen nach Eubel ²1914 und Miranda 2009, die in den relevanten Teilen tabellarisch im Anhang beigelegt ist.

2. Vgl. zu dieser Funktion: Luhmann 1969.



Graphik 2

Anzahl der Kreationen, die termingerech oder innerhalb von 2 Wochen vor oder nach den Terminen (tg +/- 2 Wochen) und die zu anderen Zeiten (andere) durchgeführt wurden.

Gutachten, geschrieben für Papst Calixt III., zur Frage, ob der Papst an die Zustimmung der Kardinäle bei Kardinalskreationen gebunden sei, dass er rechtlich nicht gebunden sei, riet ihm aber trotzdem dazu, die Zustimmung der Kardinäle bei Kreationen einzuholen, damit kein Zweifel über die Legitimität der neuen Kardinäle aufkäme und somit der Kirche Schaden entstünde.¹ Tatsächlich wurden in einigen Fällen nicht publizierte Kreationen nach dem Tod des Papstes nachträglich annulliert oder nicht anerkannt.² Wenn aber die Päpste des Quattrocento sich formal an die Regeln hielten und die Kardinäle bei Kardinalskreationen beteiligten, wie ist die vorhin festgestellte Tendenz zur Instrumentalisierung von Kardinalskreationen zu erklären? Diese Frage wird man nicht einfach pauschal beantworten können, denn vieles hing wohl vom Charakter des jeweiligen Papstes ab. Aber aus der Untersuchung der Praxis der Kardinalskreationen dürften einige Strategien und Praktiken erkennbar werden, die zu dieser Entwicklung beigetragen haben mögen.

5. Quellen zur Kurationspraxis: der transparente Arkanbereich unter Pius II.

Ein Grund für die mangelhafte Erforschung der spätmittelalterlichen Kurationspraxis dürfte die Quellenlage sein, handelt es sich doch um Vorgänge, die im Arkanbereich des Geheimkonsistoriums abliefen. Die Vorgänge im Geheimbereich sind im Allgemeinen tatsächlich kaum dokumentiert. Scheinbar vielversprechend sind die sogenannten Konsistorialakten oder Amtsbücher des Kardinalskollegiums, die jedoch im Wesentlichen nur Auskunft über die Ergebnisse der Entscheidungsfindung und nicht über die Entscheidungsfindung selbst geben. Sie enthalten ferner keine Information über Geheimkurationen und gewähren somit keinen Einblick hinter die Kulissen des Geheimnisses. Für den Pontifikat Pius' II. ist die Quellenlage jedoch

wider Erwarten verhältnismäßig gut. Zum einen bietet der Papst selbst ausführliche Schilderungen der Kurationsvorgänge in den Kapiteln IV, 9 und VII, 9 seiner *Commentarii*, einer einzigartigen sprechenden Quelle über seinen Pontifikat.³ Hinzu kommen die Informationen, die von den Gesandten auswärtiger Fürsten gesammelt und in ihren Berichten wiedergegeben wurden.⁴ Mit ihrem Interesse an Auskunft über die Entscheidungsfindung und an der Abstimmung erweisen sich die fürstlichen Gesandten als wertvolle Verbündete des Historikers, der in das Arkanum vordringen möchte. Und überraschenderweise kann man an ihren Zeugnissen erkennen, dass die Gesandten sehr wohl über die geheimen Verhandlungen informiert wurden, und zwar vom Papst selbst sowie von den Kardinälen. Daran ist zu erkennen, dass die Beteiligten ihre Handlungen und Teilnahme an den Entscheidungen darstellen und zum Teil rechtfertigen wollten. Diese Informationspolitik mit Selbstdarstellungstendenz wird auch in den päpstlichen *Commentarii* deutlich und dürfte eine Hauptmotivation für die ausführliche Darstellung dieses Geschäfts sein. Dass das Geheimkonsistorium dennoch Geheimnisse vor den Gesandten bewahren konnte, zeigen die sogenannten Geheimkurationen, eine Vorläuferpraxis der heute noch gebräuchlichen »in petto«-Kurationen (seit dem 16. Jahrhundert). Diese Praxis wurde von Martin V. initiiert zur Verheimlichung von Kurationen, die gegen die nationalen Konkordate und Konzilsregelungen verstießen. Später, wie etwa unter Pius II., wurde sie auch eingesetzt, um konkurrierende nationale Ansprüche nicht zu verletzen. Die Gesandtschaftsberichte dokumentieren eindrücklich (durch das Fehlen diesbezüglicher Informationen), dass solche Geheimnisse sehr wohl verschwiegen wurden. Für Geheimkurationen gibt es so gut wie keine Quellen – unter anderem werden sie auch nicht in den Konsistorialakten erwähnt – und viele sind daher bis heute unsicher oder völlig unbekannt, wenn die Kuration nicht

1. Vgl. Jedin 1949/1957, Bd. 1, 65.

2. Vgl. Ammannati Piccolomini 1997, Bd. 3, 1729: »Meministi, sedente Paulo, cardinales quattuor secreto creatos fuisse; illo defuncto, aperte reiectos. Inter eos repulsus fuit Sabellus et Venetus.«

3. Pius II. 1993, Bd. 1, 198–200: Kapitel 4.9 und 347–354: Kapitel 7.9.

4. Für diese Untersuchung verwerte ich die Bestände des Archivio di Stato di Milano, Sforzesco, potenze estere, (= ASMi, Sforz., pot. est.): Siena 258, Roma 50 und Roma 51 sowie jene des Archivio di Stato di Mantua, Archivio Gonzaga (= ASMa, AG): busta 1099 und 841.

später publiziert oder zufällig erwähnt wurde. Die *Commentarii* berichten jedoch offen über Pius' Geheimkreation im Jahr 1460. Miteinander verglichen, bieten die Quellen also einen guten Einblick in das somit partiell transparente Arkanum der Kardinalskreationen.

6. »De creatione novorum cardinalium contentioneque repugnantium«:¹ die Kardinalskreationen Pius' II.

Während seines Pontifikats kreierte Pius II. zwölf Kardinäle in zwei Kurationsrunden am 5. März 1460 und 18. Dezember 1461.² Hinzu kommt ein Versuch im Frühjahr 1461, der am Widerstand der Kardinäle scheiterte. Charakteristischweise gestaltete sich die Kurationspraxis unter Pius II. in zwei Phasen – einer Phase von Präliminarverhandlungen und dem zeremoniell geregelten Kurationsverfahren im Geheimkonsistorium. Im Folgenden sollen diese Entscheidungsphasen zuerst getrennt betrachtet werden.

Die Grundlage für die Vorentscheidungsphase war die allgemeine Erwartung, dass der Papst sich an den Terminen und am zeremoniellen Verfahren orientieren würde. Im Vorfeld der Quatembertermine versuchten die Gesandten zu erkunden, ob Kurationen bevorstünden, und wenn dies wahrscheinlich erschien, leiteten die Fürsten mehr oder weniger umfangreiche diplomatische Anstrengungen zur Einflussnahme ein. Unter den ihnen dabei zur Verfügung stehenden Mitteln waren zum einen Briefe, die direkt an den Papst und an die Kardinäle gerichtet waren und oft die eigenhändige Unterschrift des Fürsten trugen. Solche Briefe wurden häufig von Ad-hoc-Gesandten zugestellt, die neben den Briefen auch mündliche Mitteilungen übermitteln sollten. Der Apparat der ständigen oder semiständigen Gesandtschaften an die Kurie wurde ebenfalls in Gang gesetzt. Die Gesandten stellten die Wünsche ihrer Fürsten dem Papst und den Kardinälen in persönlichen Gesprächen vor, sondierten die Haltung der Beteiligten und informierten ihre Fürsten über die Entwicklungen. Auch diese Aktivitäten gehen von einer mitbestimmenden Rolle der Kardinäle in den Kurationen aus und zielen auf die Zustimmung einer Mehrheit im Konsistorium. Nicht nur die Fürsten und ihre Gesandten, sondern auch der Papst und die Kardinäle unternahmen Verhandlungen zur Sondierung und Vorpositionierung in der Form von privaten Einzelgesprächen (*singulariter*) oder auch von Tagungen im konsistorialen Plenum. Wie Pius II. selbst dokumentiert, lud er zahlreiche Kardinäle zu sich und setzte sie unter Druck mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln: von Argumenten, Schmeicheleien und Versprechungen bis hin zu Mahnungen und Drohungen.³

1. Pius II. 1993, Bd. 1, 198.

2. Zu den Kardinalskurationen Pius' II. vgl.: Pastor^{3/4}1904, 202–210; Schürmeyer 1914, 59–73; Märkl 1996, 120–129.

3. Pius II. 1993, Bd. 1, 348: »Tum pontifex seorsum singulos affari cepit; hortari, blandiri, pollicieri, terrere atque minari, ut ingenio auditoris convenire putavit.«

Als Ergebnis dieser Gespräche konnte er eine Mehrheit der Kardinäle zur grundsätzlichen Zustimmung zu Kardinalskurationen bringen (also der erste Abstimmungspunkt im Verfahren), die in der Form von unterschriebenen Dokumenten festgehalten oder auch als mündliche Versprechungen bekundet wurde. Bezeichnenderweise scheint der Papst bei seinem gescheiterten Versuch im Frühjahr 1461 solche Vorbereitungen unterlassen zu haben. Allerdings konnte er bei dieser Gelegenheit die Kardinäle dazu bewegen, ihre Zustimmung zu Kurationen im Dezember desselben Jahres zu geben.⁴ Auch die Kardinäle trafen sich in ihren Privaträumen, um den kollegialen Widerstand gegen die Kurationswünsche des Papstes zu organisieren, wobei sie ebenfalls diesbezügliche Versprechungen und Pakte beschlossen.⁵ Um die Geschlossenheit des kardinalistischen Widerstands zu der zweiten Kurationsrunde zu überwinden, bildeten der Papst und die fürstlichen Gesandten eine Interessengemeinschaft, die das Kollegium entlang der Linien politischer, nationaler und persönlicher Konstellationen zu spalten und konsensuale Mehrheitsverhältnisse für ihre Kandidaten zu erreichen versuchte. So spielte der Papst die Antipathie gegenüber dem Bischof von Corneto, Bartolomeo Vitelleschi, aus, die größer als die Ablehnung des französischen und burgundischen Kandidaten Jean Jouffroy war, um sich die Zustimmung zu Jouffroys Kuration zu sichern, indem er versprach, Vitelleschi nicht zu promovieren.⁶ Am Ende dieser Präliminarphase standen sowohl die grundsätzliche Zustimmung der Kardinäle zu Kardinalskurationen als auch ziemlich konkrete Zahlen- und Personenvorstellungen, welche die im Geheimkonsistorium beschlossenen Entscheidungen mehr oder weniger vorwegnahmen. So kursierten vor der ersten Kuration Listen von wahrscheinlich erfolgreichen Kandidaten, die von einer Zahl von sechs bis acht neuen Kardinälen ausgingen und die Namen von drei oder vier der sechs tatsächlich kurierten Kardinäle schon enthielten.⁷ Vor der zweiten Kuration stand die Zahl von sechs neuen Kardinälen relativ fest und aus dem engeren Kreis der Kandidaten gingen vier von den sechs promovierten Kardinälen hervor.⁸ Die Vorverhandlungen stellten

4. ASMa, AG, busta 841, 224; vgl. auch die Andeutung dieser Zustimmung in Pius II. 1993, Bd. 1, 348: »[...] aiebat [d.h. Pius II.] [...] neque iam disceptandum de assumptione, quae pridem fuisset promissa; de numero, de personis agendum.«

5. Vgl. etwa ASMa, AG, busta 841, 20: »la praticata de far novi cardinali che a questi di parse fusse sopita et si ponesse in silentio da heri da le XVIII hore in qua e revivuta et da quella hora in qua et di et nocte non se facto altro che corere per la terra a casa de questo cardinale et de questaltro et questa matina e stato concistorio per questo solo [...]«. Siehe auch Pius II. 1993, Bd. 1, 348: »Convenientur cardinales, et arctissimis promissionum vinculis ac iuramentis invicem se obligant augeri Senatam haudquaquam passuros [...]«.

6. Pius II. schildert ein diesbezügliches Gespräch mit Kardinal Coetivy: Pius II. 1993, Bd. 1, 349 f. Die Mailänder und Mantuaner Gesandten wurden vom Papst angewiesen, diese Strategie zur Spaltung der Kardinäle anzuwenden, vgl. ASMa, AG, busta 841, 267. Siehe hierzu: Märkl 1996, 123–129 (eine eigenständige Behandlung der Kandidatur Vitelleschis durch Claudia Märkl wird bald erscheinen).

7. Vgl. etwa ASMa, AG, busta 1099, 387 und 396.

8. ASMa, AG, busta 841, 276.

somit mehr als nur die Weichen für die zeremoniell regelten Entscheidungen: Sie nahmen sie zum Teil auch vorweg. Im Unterschied zur kollegialen Entscheidungssituation konnte der Papst die individuellen Kardinäle unter Druck setzen und ihre Zustimmung erzwingen. Dieser private, inoffizielle Modus öffnete auch die Tür für die Einflussnahme der Fürsten und ihrer Gesandten auf die Entscheidungsfindung, die ihrerseits sowohl den Papst als auch die Kardinäle unter Druck setzen konnten.

Wie gerade geschildert, hatte der Papst die Zustimmung der Kardinäle zu Kreationen, also das Geschäft des ersten Tages im Kreativeverfahren, vor der ersten Kreativerunde im Fastenquaterember 1460 schon vorweggenommen.¹ Diese Frage wurde entsprechend nicht zur Disposition gestellt, sondern der Papst schritt nach seiner zeremoniell vorgeschriebenen Eröffnungsrede zu einer Auflistung der 22 möglichen Kandidaten und stellte sie den Kardinälen zur Auswahl – womit er die Bestimmung der Zahl und der Person scheinbar den Kardinälen überließ. Hinter diesem irregulären Vorgehen scheint es sein Kalkül gewesen zu sein, dass die Kardinäle keine Einigkeit erzielen würden; eine Berechnung, die aufging, denn die Kardinäle zerstritten sich über die Kandidaten und boten dem Papst schließlich die Auswahl von fünf Kandidaten aus der Liste.² Sie schlugen ihm auch nicht einen sechsten ab, als er diesen forderte und den allgemein angesehenen Generalprior der Augustinereremiten, Alessandro Oliva, nannte. Die Kardinäle sahen ihre Erwartungen dann teilweise erfüllt, als der Papst seinen Neffen Francesco Todeschini-Piccolomini, einen Familiaren Bernardo Eruli und Angelo Capranica nannte, die ohnehin als sichere Kandidaten galten. Allerdings hatten sie erwartet, dass der Papst zumindest auch die Wünsche des Kaisers und des französischen Königs berücksichtigen würde. Darin wurden sie enttäuscht, denn der Papst ernannte einen weiteren Verwandten, Niccolò Forteguerri, und nur einen Kardinal für den Kaiser, Burchard von Weißbriach, dessen Kreation geheim gehalten wurde, damit sich die anderen Fürsten, vor allem die Franzosen, nicht ungerecht behandelt fühlten. Somit wurde klar, dass eine weitere Kreativerunde so gut wie vorprogrammiert war, um die unberücksichtigten Fürsten zu befriedigen. Um das zu verhindern, drängten die Kardinäle den Papst dazu, einen Eid abzulegen, seine Wahlkapitulationen einzuhalten, die sich auf das Konstanzer Reformdekret beriefen, und keine weiteren Kreationen ohne die Zustimmung der Mehrheit der Kardinäle durchzuführen.³ Die Kreationen konnten an einem Tag abgeschlossen werden und Pius II. schritt sofort zum Kreativeakt am Quaterembermittwoch. Entgegen seiner eigenen Behauptung in den *Commentarii* war dies

jedoch nicht die Publikation, die doch im öffentlichen Konsistorium stattfinden musste und tatsächlich am richtigen Tag, dem Samstag, vollzogen wurde.

Das Erlangen der Zustimmung der Kardinäle zu weiteren Kreationen war das einzige Ergebnis des ansonsten gescheiterten Kreativeversuches im Februar 1461, den Pius II. in außergewöhnlich streng geheim gehaltenen Verhandlungen mit den Kardinälen durchführte: Trotz Mitteilungsverbot unter Exkommunikationsandrohung sickerten gewisse Informationen über das Abkommen durch, so dass die Gesandten schon im Voraus wussten, dass neue Kreationen im Dezember desselben Jahres anstehen würden.⁴

Im zweiten Anlauf im Dezember 1461 war somit wiederum die erste Abstimmungsfrage geklärt, bevor der Papst am Montag, dem 14. Dezember, eine vorgezogene Sitzung des Geheimkonsistoriums einberief.⁵ In den intensiv betriebenen Vorverhandlungen hatte der Papst in Zusammenarbeit mit den Mailänder und Mantuaner Gesandten konkrete Zahlenvorstellungen und sich die Zustimmung zu einigen Kandidaten bereits gesichert. Nach der Eröffnungsrede gab der Papst die Anzahl der neu zu kreierenden Kardinäle kund und die Namen, über die das Kardinalskollegium abstimmte. Eine relativ detaillierte Darstellung der Abstimmung über Francesco Gonzaga bietet ein Bericht des Mantuaner Gesandten Bartolomeo Bonatto, demzufolge der Fürstensohn zumindest 14 Stimmen erhielt und somit eine sichere Mehrheit des aus 22 Kardinälen bestehenden Gremiums.⁶ Darauf schritt der Papst gleich zum Kreativeakt. Da es aber erst der Quaterembermontag war, wurde vereinbart, die Kreationen bis zum zeremoniell bestimmten Termin am Freitag geheim zu halten. Die Gesandten wurden umgehend darüber informiert, aber der mailändische Gesandte musste bis Freitag warten, um seinem Herrn die Kreative-liste zukommen zu lassen, während der Mantuaner Gesandte schon am Dienstag, dem 15. Dezember 1461, einen Bericht über den Ablauf und das Ergebnis des Konsistoriums abschickte. Am Quaterbersamstag wurden schließlich die Namen der neuen Kardinäle in der öffentlichen Zeremonie publiziert, wobei der Papst selbst wegen eines Gichtanfalls nicht an der Zeremonie teilnahm.

7. Ergebnisse

Dieser Einblick in die Kreativepraxis unter Pius II. zeigt, dass es eine deutliche Verlagerung der Entscheidungsfindung von dem zeremoniell geregelten

1. Quellen hierzu sind: Pius II. 1993, Bd. 1, 198–200 und die Gesandtschaftsberichte ASMa, AG, busta 1099, 416 und ASMi, Sforz., pot. est., Siena 259, 141.
2. Vgl. ASMa, AG, busta 1099, 416.
3. Davon berichtet ASMa, AG, busta 1099, 416.

4. ASMa, AG, busta 841, a. 1461, 224.

5. Quellen zu diesem Geheimkonsistorium sind neben Pius II. 1997, Bd. 1, 347–354 vor allem ASMa, AG, busta 841, 285 und die kurze Berichterstattung in ASMi, Sforz., pot. est., Roma 52, 233.

6. ASMa, AG, busta 841, 285.

Rahmen des Geheimkonsistoriums in eine Vorphase unregelter, privater Gesprächssituationen gab. Somit wurde der institutionelle Konflikt zum Teil entschärft, indem die rechtlich und verfahrensmäßig verankerten Blockademöglichkeiten der Kardinäle umgangen wurden. Im Konsistorium traten die Kardinäle dem Papst gegenüber als Kollegium auf: Sie konnten geschlossen oder in der Mehrheit seine Forderungen ablehnen, denn die normativen und zeremoniellen Spielregeln verlangten ihre Zustimmung. Im unregulierten, ›rechtsfreien‹ Raum und als Einzelne hingegen konnten sie vom Papst durch dessen überlegene Machtmittel unter viel größerem Druck gesetzt werden. Mit ihrer vorher gesicherten Zustimmung wurden die Kreationen dann mehr oder weniger verfahrenskonform durchgeführt. Diese Strategie hohlte das Verfahren praktisch aus, das aber wegen seines Legitimationswerts noch unentbehrlich blieb. Die Praxis, die Entscheidungen im Voraus zu verhandeln, führte dazu, dass die Entscheidungen auch vor dem zeremoniell geregelten Termin gefällt wurden. In beiden Kreationsrunden Pius' II. war das der Fall. Um auf das oben beobachtete Muster zeitlich versetzt Kreationen zurückzukommen, bietet diese Praxis, wie es mir scheint, eine Erklärung für die seit Pius II. einsetzende und nach Sixtus IV. fast regelmäßige Tendenz, Kreationen meist um einige Tage vor dem eigentlichen Termin auszuführen. Aus der Korrespondenz des Kardinals Jacopo Ammannati ist zu erkennen, dass Sixtus IV. seine Kreationen ebenfalls mit solchen Vorverhandlungen einleitete.¹ Diese pragmatische Strategie dürfte auch die Durchsetzung umstrittener und normwidriger Promotionen erleichtert haben.

Eine Konsequenz der Verlagerung der Entscheidungen außerhalb des institutionellen Rahmens war, dass die in Einzelgesprächen getroffenen Beschlüsse mit anderen Mitteln rechtskräftig gemacht werden mussten: Zu diesem Zweck wurden unterzeichnete Verträge und eidliche Versprechungen verwendet – nicht nur zwischen dem Papst und den Kardinälen, sondern auch unter den Kardinälen selbst. Zusammen mit den bekannten Wahlkapitulationen und anderen derartigen Dokumenten betrachtet scheinen solche *pacta* ein Charakteristikum der internen Regelungen oder vielmehr des Regelungsbedarfs in der kurialen Herrschaftspraxis im 15. Jahrhundert gewesen zu sein.

Eine weitere Folge der teilweisen Entinstitutionalisierung des Entscheidungsprozesses war, dass externen Mächten die Tür zur Einflussnahme auf die Entscheidungen geöffnet wurde. Das außenpolitische Instrument des Gesandtschaftswesens spielte hierbei keine

unwesentliche Rolle. Die Gesandten traten sowohl an den Papst als auch an die Kardinäle mit den Forderungen ihrer Fürsten heran und trugen selbst zur Entscheidungsfindung bei. Die Informationspolitik der an den Entscheidungen Beteiligten, der wir unser Wissen über die Ereignisse im Arkanbereich verdanken, bezeugt nicht zuletzt deren Rechtfertigungs- oder Selbstdarstellungsbedarf gegenüber den weltlichen Fürsten. Schließlich dürfte dieses Hineinwirken der außenpolitischen Beziehungen in das kirchliche und innenpolitische Regieren wesentlich zur Entwicklung des Renaissancepapsttums beigetragen haben.

Bibliographie

Ungedruckte Quellen

- Archivio di Stato di Milano, Sforzesco, potenze estere, [= ASMi, Sforz., pot. est.]: Siena 258, Roma 50, Roma 51.
 Archivio di Stato di Mantua, Archivio Gonzaga, [= ASMa, AG]: busta 1099; busta 841.

Gedruckte Quellen

- Alberì, Eugenio (Hrsg.) (1857): *Le relazioni degli ambasciatori Veneti al senato durante il secolo decimo sesto*. Bd. 10 (Serie 2, Bd. 4). Florenz: Societa editrice fiorentina.
 Ammannati Piccolomini, Iacopo (1997): *Lettere (1444–1479)*. Bde. 1–3. Hrsg. von Paolo Cherubini. Rom: Ministero per i beni culturali e ambientali, ufficio centrale per i beni archivistici (= Pubblicazioni degli archivi di stato; Fonti, XXV).
 Dykmans, Marc (Hrsg.) (1980/1982): *L'œuvre de Patrizi Piccolomini ou le cérémonial papal de la première Renaissance*. Bde. 1–3. Vatikanstadt: Biblioteca Apostolica Vaticana (= Studi e testi, 293–294).
 Dykmans, Marc (Hrsg.) (1981): *Le cérémonial papal de la fin du Moyen Âge à la Renaissance*. Bd. 2: *De Rome en Avignon ou le cérémonial de Jacques Stefaneschi*. Brüssel/Rom: Institut Historique Belge de Rome (= Bibliothèque de l'Institut Historique Belge de Rome, Fasc. XXV).
 Miethke, Jürgen/Weinrich, Lorenz (Hrsg.) (1995/2002): *Quellen zur Kirchenreform im Zeitalter der Großen Konzilien des 15. Jahrhunderts*. Bde. 1–2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (= Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, 38).
 Pius II. (1993): *Pii secundi Pontificis Maximi Commentari*. Bde. 1–2. Hrsg. von Ibolya Bellus, Iván Boronkai. Budapest: Balassi Kiadó.

1. Ammannati 1997, 1759–1761. Der Brief wurde am 3. Dezember 1473, d.h. zwei Wochen vor dem Adventsquatember, geschrieben. Ammannati vergleicht die nun einsetzenden Verhandlungen mit einer Fiebererkrankung: »Propinquant tempora novorum certaminum; febris tua iam desiit, nostra nunc inchoat. Ut aegrotus recurrentem tremorem, ita nos vocem de cardinalibus referentem timidi expectamus; dies quaeque senatus anxia redit.«

Forschungsliteratur

- Becker, Hans-Jürgen (1987): »Primat und Kardinalat. Die Einbindung der plenitudo potestatis in den päpstlichen Wahlkapitulationen«, in: *Akten des 26. Deutschen Rechtshistorikertages. Frankfurt am Main, 22. bis 26. September 1986*. Hrsg. von Dieter Simon. Frankfurt a.M.: Klostermann (= Ius commune; Sonderhefte: Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 30), 109–127.
- Becker, Hans-Jürgen (2008): »Ansätze zur Kirchenreform in den päpstlichen Wahlkapitulationen der Jahre 1458 (Pius II.), 1464 (Paul II.) und 1471 (Sixtus IV.)«, in: Dendorfer, Jürgen/Märtl, Claudia (Hrsg.): *Nach dem Basler Konzil. Die Neuordnung der Kirche zwischen Konziliarismus und monarchischem Papat (ca. 1450–1475)*. Münster: LIT (= P & A, 13), 331–356.
- Dendorfer, Jürgen (im Druck): *Zwischen Konzil und Papst. Zur Legitimation des Kardinalats in der Frührenaissance* [Habilitationsschrift, Ludwig-Maximilians-Universität München].
- Eubel, Konrad (1914): *Hierarchia catholica medii aevi sive summorum pontificum, S. R. E. cardinalium, ecclesiarum antistitum series: e documentis tabularii praesertim Vaticani*. Bde. 1–3. Regensburg: Monasterii.
- Jedin, Hubert (1935): »Analekten zur Reformtätigkeit der Päpste Julius' III. und Pauls IV.: 3. Vorschläge und Entwürfe zur Kardinalsreform«, in: *Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte* 43, 87–128.
- Jedin, Hubert (1949/1957): *Geschichte des Konzils von Trient*. Bde. 1–2. Freiburg i.Br.: Herder.
- Krüger, Thomas Michael (2006): »Die päpstlichen Wahlkapitulationen von Eugen IV. bis zu Julius II. nach vatikanischen Handschriften. Mit einer Edition der unbekanntenen Konstitution Hodie divina von 1471«, in: *Miscellanea Bibliothecae Apostolicae Vaticanae* 13, 287–315.
- Luhmann, Niklas (1969): *Legitimation durch Verfahren*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (= Soziologische Texte, 66).
- Lulvès, Jean (1910): »Die Machtbestrebungen des Kardinalats bis zur Aufstellung der ersten päpstlichen Wahlkapitulationen«, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 13, 73–102.
- Lulvès, Jean (1914): »Die Machtbestrebungen des Kardinalskollegiums gegenüber dem Papsttum«, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 35, 455–483.
- Lützelshwab, Ralf (2007): *Flectat cardinales ad velle suum? Clemens VI. und sein Kardinalskolleg. Ein Beitrag zur kurialen Politik in der Mitte des 14. Jahrhunderts*. München: Oldenbourg (= Pariser Historische Studien, 80).
- Märtl, Claudia (1996): *Kardinal Jean Jouffroy († 1473): Leben und Werk*. Sigmaringen: Thorbecke (= Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, 18).
- Miranda, Salvador (2009): *The Cardinals of the Holy Roman Church. A digital resource created and produced by Salvador Miranda, consisting of the biographical entries of the cardinals from 1058 to 2009 and of the events and documents concerning the origin of the Roman cardinalate and its historical evolution*. URL: <http://www.fiu.edu/~mirandas/cardinals.html> [letzter Zugriff: 1.7.2009].
- Pastor, Ludwig von (1904): *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*. Bd. 2: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV.* Freiburg i.Br.: Herder.
- Pásztor, Edith (1999): »Funzione politico-culturale di una struttura della Chiesa: il cardinalato«, in: dies. (Hrsg.): *Onus apostolicae sedis. Curia romana e cardinalato nei secoli XI–XV*. Rom: Sintesi informazione, 347–363 [Erstveröffentlichung 1981].
- Pellegrini, Marco (1998): »Da Iacopo Ammannati Piccolomini a Paolo Cortesi. Lineamenti dell'ethos cardinalizio in età rinascimentale«, in: *Roma nel Rinascimento*, 23–44.
- Pellegrini, Marco (2002): »A turning-point in the history of the factional system in the sacred college: The power of pope and cardinals in the age of Alexander VI«, in: Signorotto, Gianvittorio/Visceglia, Maria Antonietta (Hrsg.): *Court and Politics in Papal Rome, 1492–1700*. Cambridge: Cambridge University Press (= Cambridge studies in Italian history and culture), 8–30.
- Prodi, Paolo (1968): *Lo sviluppo dell'assolutismo nello stato pontificio (secolo XV–XVI)*. Bd. 1: *La monarchia papale e gli organi centrali di governo*. Bologna: Pàtron.
- Prodi, Paolo (1982): *Il sovrano pontefice: un corpo e due anime: la monarchia papale nella prima età moderna*. Bologna: Il Mulino (= Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico, 3; Saggi, 228).
- Sägmüller, Johannes Baptist (1896): *Die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle bis Papst Bonifaz VIII.* Freiburg i.Br.: Herder.
- Schürmeyer, Walter (1914): *Das Kardinalskollegium unter Pius II.* Berlin: Ebering (Historische Studien, 122).
- Young, Francis Albert (1978): *Fundamental Changes in the Nature of the Cardinalate in the Fifteenth Century and their Reflection in the Election of Pope Alexander VI.* Baltimore: University of Maryland.

Anhang

Papst	Termingerechte Kreationen	Nicht-termingerechte Kreationen	Anzahl der Kreationen	+/- Tage vom Termin
Martin V.		23.6.1419	1	14 Tage zu spät
		23.7.1423	2 (2 GK)	Mehrere Wochen
	24.5.1426		12 (1 GK)	
Eugen IV.		8.11.1430	2 (2 GK)	Mehrere Wochen
	19.9.1430		2	
		9.8.1437	1	Mehrere Wochen
	18.12.1439		17	
		1.7.1440	2	Mehrere Wochen
		2.5.1444	1	Mehrere Wochen
	16.12.1446		4	
Nikolaus V.	16.2.1448		1	
	20.12.1448		6	
		23.7.1449	1	Mehrere Wochen
Calixt III.	19.12.1449		3	
	17.9.1456		3	
Pius II.	17.12.1456		6	
		5.3.1460	6	2 Tage zu früh
Paul II.	18.12.1461		6	
	18.9.1467		8	
Sixtus IV.		21.11.1468	3 (1 GK)	Mehrere Wochen
		16.12.1461	2	4 Tage zu früh
		7.5.1473	8	7 Tage zu früh
	18.12.1476		4	
		10.12.1477	7	9 Tage zu früh
		10.2.1478	1	3 Tage zu früh
Innozenz VIII.		15.5.1480	5	11 Tage zu früh
		15.11.1483	5	Mehrere Wochen
		17.3.1484	1	4 Tage zu spät
	9.2.1489		8	4 Tage zu früh
	Alexander VI.	31.8.1492	1	Mehrere Wochen
Alexander VI.	20.9.1493		12	
	Mai 1494?		1 (GK)	Unsicher
		16.1.1495	1	Mehrere Wochen
		21.1.1495	1	Mehrere Wochen
		19.2.1496	4	7 Tage zu früh
	17.9.1498		1	
		20.3.1500	3	7 Tage zu früh
		28.9.1500	10	3 Tage zu spät
		31.5.1503	9	9 Tage zu früh

Kreationstermine und Anzahl der kreierten Kardinäle einschließlich Geheimkreationen, die später publiziert wurden (GK) [Quelle: Eubel 1914; Miranda 2009].

VERANSTALTUNGEN

Nähere Informationen zu den Veranstaltungen des Sonderforschungsbereichs sind auch im Internet abrufbar: <http://www.sfb-fruehneuzeit.uni-muenchen.de/veranstaltungen.html>.

VERANSTALTUNGSRÜCKSCHAU

VORLESUNGSREIHE

Die Frühe Neuzeit. Vermessung einer Epoche
Sommersemester 2009
LMU, München

Arndt Brendecke (München)
Praxis und Postulat. Die Archäologie der Moderne als Aufgabe der Frühneuezeitforschung
20. April 2009



Ulrich Haltern (Hannover)
Zur Genealogie und Relevanz von Souveränität
4. Mai 2009



Jan-Dirk Müller (München)
Die Frühe Neuzeit – eine literaturgeschichtliche Epoche?
18. Mai 2009



Sabine Schülting (Berlin)
ReOrientierungen: Anglo-osmanische Kulturbegegnungen in der Frühen Neuzeit
8. Juni 2009



Peter Strohschneider (München)
Fremde in der Vormoderne: Über Negierbarkeitsverluste und Unbekanntheitsgewinne
15. Juni 2009



Barbara Stollberg-Rilinger (Münster)
Pluralisierung der Rituale. Die Frühe Neuzeit als Epoche der Ritualgeschichte
29. Juni 2009



Oliver Primavesi (München)
Das Fragment: Eine Entdeckung der Frühen Neuzeit
6. Juli 2009



Anthony Grafton (Princeton)
Humanists with Inky Fingers: The Culture of Correction in the Early Modern Printing House
20. Juli 2009



TAGUNGEN

Humankinds: The Renaissance and Its Anthropologies
Interdisciplinary Conference
16.–18. Juli 2009
Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München
Internationales Begegnungszentrum der Wissenschaft, München

Referenten:

- Aleida Assmann
Radical Anthropology in Shakespeare's Plays
- Richard Wilson
The Golden Window of the East: Shakespeare and the Shah
- Enno Ruge
Golding's ›Metamorphoses‹, Shakespeare's ›Twelfth Night‹ and Puritan Anthropology
- Tobias Döring
›Now they're substances and men‹: ›The Masque of Lethe‹ and the Recovery of Humankind
- Brian Cummings
Among the Fairies
- Verena Lobsien
The Space of the Human and the Place of the Poet. Excursions into English Topographical Poetry
- Bettina Boecker
›Cony caught by walking mort‹: Indigenous Exoticism in the Literature of Roquery
- Paul Yachnin
Shakespeare's Public Animals
- Cornel Zwierlein
Caring for the self's future: Anthropologies of Insuring and Insurance-like Practices in the Renaissance
- Gideon Stiening
Between God and Nature: Thomas Hobbes and Francisco Suarez on Anthropology
- Markus Wild
›Confreses et compaignons‹ ›fellow-brethren and compeers‹: Montaigne's Attempt at Rapprochement between Man and Animal
- Ulrich Pfisterer
Animal art/Human art. Defining imagination and Artistic Creativity in Early Modern Europe
- Lara Bovilsky
Spenser's Robots
- Stefan Herbrechter
Posthumanist Shakespeares

Teilprojekt A 11 (Groote)
in Kooperation mit Prof. Dr. Iain Fenlon
Heinrich Glarean's Library and Its Intellectual Contexts
10.–12. September 2009
King's College, Cambridge (UK)

Referenten:

- Iain Fenlon (Cambridge)
Reading Glarean reading music
- Lorenz Welker (München)
Music as an academic discipline as seen in the arrangement of humanist libraries
- Claudia Wiener (München)
›Das ist seltsam wider den Diomedes‹. Glareans kritische Bemerkungen zu antiken und frühneuzeitlichen Horaz-Kommentatoren
- Barbara Mahlmann-Bauer (Bern)
Sympathies with Luther – preferences for the Roman Church. Glarean's annotations as a mirror of his intellectual development
- Peter Wright (Nottingham)
Music scribes and non-musical texts
- Bernhard Kölbl (München)
›Mitto ad Te meos de musica labores‹ or the politics of dedications: Heinrich Glarean's ›Dodekachordon‹
- Inga Mai Groote (München)
Glarean's writings on music and arithmetic between genres: text – epitome – annotations
- Laurenz Lütteleken (Zürich)
Musiktheorie als Weltanschauung: Dodekachordon und Gegenreformation

WORKSHOPS

Workshop mit Prof. Dr. Anthony Grafton (Princeton)
21. Juli 2009, 10–12 Uhr
Center for Advanced Studies, München

Teilprojekt A 10 (Brieskorn)

›[N]ec evidenter iustum, [...] nec evidenter iniustum?‹
*Francisco de Vitorias ›De Indis‹ in interdisziplinärer
Perspektive*

9./10. Oktober 2009

Hochschule für Philosophie, München

Referenten:

Martin Schmeisser (München)

Auf dem Weg zum guten Wilden.

›De Indis‹ im Kontext zeitgenössischer Reiseliteratur

Ofelia Huamanchumo (München):

Einfluss der Relectio ›De Indis‹ auf die kirchliche Gesetzgebung zur indianischen Taufe

Arndt Brendecke (München)

Das Gewissen des Königs.

Sprache und Funktion vormoderner Politikberatung

Anselm Spindler (Frankfurt)

Francisco de Vitorias Thomas-Rezeption und ihre Wirkung auf die Relectio ›De Indis‹

Hans Burkhardt (München)

Vitoria und Thomas

Frank Grunert (Halle)

Theologische Norm und der politische Anspruch der Kirche.

Völkerrecht bei Francisco de Vitoria

Andreas Wagner (Frankfurt)

›De Indis‹: *Die Philosophie, die Politik und das internationale Recht*

Merio Scattola (Padua)

Die naturrechtliche Begründung des Kriegsrechts bei Vitoria

Gideon Stiening (München)

Nach göttlichen oder menschlichen Gesetzen?

Zum Verhältnis von Theologie und Philosophie in ›De Indis‹

Oliver Bach (München)

›At nobis contrarium videtur verum‹.

Luis de Molina zum ius peregrinandi bei Francisco de Vitoria.

Historischer Wandel und/oder systematische Begründung?

Norbert Brieskorn (München)

Die Kritik von Las Casas an der Relectio ›De Indis‹.

KOLLOQUIUM

Teilprojekt B 6 (Strohschneider)

Das Syntagma des Pikaresken

15.–17. Oktober 2009

Center for Advanced Studies, München

Referenten:

Robert Folger (Utrecht)

Quevedos ›Buscón‹, das nackte Leben und der Grund pikaresken Erzählens im frühneuzeitlichen Spanien

Matthias Bauer (Flensburg)

Das Sagbare umschreiben: am Beispiel des ›Guzmán‹.

Reversionen einer Konversion

Hans Gerd Rötzer (Nürnberg)

Geschlossene oder offene Form? – Cervantes und die Pikareske

Franziska Küenzlen (Münster)

Kommentierung – Übersetzung – Neuschöpfung.

Apuleius-Rezeption zwischen wissenschaftlichen und erzählerischen Interessen

Klaus Kipf (München)

Episodizität und Makronarration. Überlegungen zur Struktur der ältesten deutschen Pikaroromane (Aegidius Albertinus, ›Lazarillo‹, dt. 1617) und einiger Schwankromane (›Eulenspiegel‹, ›Peter Lew‹, ›Lalebuch‹)

Jan Mohr (München)

›Buscón‹: *zweisprachig. Zur deutschen Adaptation von 1671*

Caroline Emmelius (Göttingen):

Das Ich und seine Geschichte(n). Narrative Syntagmen in der mittelalterlichen Ich-Erzählung, der Novellistik und im deutschen ›Lazaril von Tormes‹ (1614)

Michael Waltenberger (München):

Serialität und paradigmatische Strukturen in den Fortsetzungen des ›Lazarillo‹ (›La segunda parte‹, Juan de Luna und Paul Kuefuß)

Carolin Struwe (München):

Die widerspenstige Feder – Überlegungen zu den drei Erzählengängen der ›Justina Dietzin Picara‹

Christa Haeseli (Zürich):

Die Picara Justina als unzuverlässige Erzählerin? Zur Problematik einer narratologischen Kategorie

Udo Friedrich (Göttingen):

Metapher und Narrativ.

Zur Funktion der Fortuna in Hieronymus Dürers ›Lauf der Welt‹

Magnus Ressel / Cornel Zwielerlein (Bochum):

Schläue und Torheit in frühneuzeitlichen Ego-Dokumenten (Kriegstagebücher, Gefangenschaftsberichte) und im pikaresken Roman (Hieronymus Dürer)

KURZE NACHRICHTEN

Seit April 2009 ist *Stefan Ehrenpreis*, der derzeit den Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit an der LMU München vertritt, kooptiertes Mitglied des Sonderforschungsbereichs.

Martin Gierl (Georg-August-Universität Göttingen) wird im Wintersemester 2009/2010 als Gastprofessor am Sonderforschungsbereich tätig sein.

Ralph Häfner, der den Lehrstuhl für Deutsche Philologie der Eberhard Karls Universität Tübingen inne hat, leitet das seit dem Sommersemester 2009 dem SFB kooptierte Projekt »Die Zweite Sophistik in ihrer frühneuzeitlichen Wirkung«.

Daniella Jancsó hat zum 1. Oktober eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin am Institut für Englische Philologie an der LMU München angetreten.

Im Wintersemester 2009/2010 wird *Florian Mehlretter* eine Gastprofessur für Romanistik an der Freien Universität Berlin übernehmen. Neben Themen zur allgemeinen Literaturwissenschaft und zur Moderne wird er auch SFB-nahe Thematik lehren, etwa zur französischen Lyrik und Lyriktheorie des 16. Jahrhunderts.

Seit September 2009 ist *Björn Quiring* wissenschaftlicher Mitarbeiter im Teilprojekt C 10 »Saints and Sinners: Theater und Puritanismus in England 1625–1700«.

Gabriela Schmidt hat zum 1. April 2009 eine Stelle als akademische Rätin am Institut für Englische Philologie an der LMU München angetreten. Ihre Nachfolge innerhalb des Teilprojekts A 8 »Sprachenpluralität im England der Frühen Neuzeit: Übersetzung und literarische Kultur im elisabethanischen Zeitalter« haben *Susanne Bayerlipp* und *Iris Oberth* übernommen.

Michael Waltenberger leitet im Wintersemester 2009/2010 gemeinsam mit Professor Dr. Ursula Peters am germanistischen Institut der Universität zu Köln eine Forschungsklasse zum Thema »Textkonzepte«. Die Forschungsklasse als »Forum der frühen Nachwuchsförderung« soll besonders motivierte Studierende an aktuelle Forschungsdiskussionen heranzuführen. Im Zentrum steht dabei insbesondere die Theorie vor- und frühmoderner Textualität.

Attestazioni di plurilinguismo nel Regno di Napoli

AMINA KROPP

Vom 2. bis 3. April 2009 veranstaltete das romanistische Teilprojekt C 15 »Pluralität und Autorisierung: Mehrsprachigkeit im Königreich Neapel« unter der Leitung von Thomas Krefeld und Wulf Oesterreicher einen internationalen Workshop im Viereckhof des Kardinal-Wendel-Hauses. Über Inhalte und Ergebnisse gibt nachfolgender Bericht einen Überblick; das ausführliche Programm ist im Internet abrufbar (<http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/archiv/2009/c15apr09.html>).

Die sprachliche Situation im Süditalien des 16. und 17. Jahrhunderts zeichnet sich durch große Vielfalt und Komplexität aus: Mit den einheimischen Varietäten (genannt seien etwa die *volgari* Neapolitanisch, Toskanisch, Sizilianisch und Sardisch) koexistieren um 1500 das Katalanische und Spanische, die Sprachen der aufeinander folgenden Herrscherdynastien, und traditionell das Lateinische als gemeinsame Kanzlei- und Kirchensprache. Darüber hinaus ist nicht nur von regional unterschiedlichen Sprachverteilungen und -entwicklungen, sondern auch von Sprachkontakten zu anderen Gebieten der *Italia spagnola* auszugehen. Vor diesem Hintergrund zielt das sprachwissenschaftliche Forschungsinteresse des Teilprojekts C 15 auf die Untersuchung von Funktionsweisen und Regularitäten des süditalienischen »Sprachen-Marktes« im Hinblick auf die Frage, wie sich im mehrsprachigen Kommunikationsraum *Regno di Napoli* bestimmte Sprachverwendungen in Kommunikationsdomänen und Diskurstraditionen einspielen, konsolidieren und so autoritativ werden.

Ziel des Workshops war es, in Dialog mit Vertretern unterschiedlicher Fachrichtungen zu treten und aus der Zusammenschau aktueller (sprach)historischer Forschungen Impulse für die eigene Projektarbeit zu erhalten. Ein Themenschwerpunkt lag auf ausgewählten Aspekten des historisch-politischen Kontextes. Ferner sollte ein Überblick über die in Süditalien und im Mittelmeerraum verwendeten Sprachen und Varietäten gegeben sowie Quellenmaterial präsentiert und im Hinblick auf Sprachselektion, -verwendung und -autorisierung zur Diskussion gestellt werden. Zugleich war die Veranstaltung als Forum für das sieben Einzelstudien umfassende Teilprojekt gedacht: Im Austausch mit den Referentinnen und Referenten aus Italien, der

Schweiz und Spanien sollten erste Untersuchungsergebnisse diskutiert sowie aktuelle Forschungslinien und Hypothesen auf den Prüfstand gestellt werden. Die Grundlage der Arbeitsgespräche bildeten die Einzelvorträge der Gastreferenten und die zu zwei thematisch-methodischen Blöcken gruppierten ca. zehnmündigen Kurzreferate der Projektmitarbeiter. Arbeitssprachen waren neben Italienisch auch Spanisch und Deutsch.

Die erste Tagungseinheit eröffnete der Basler Historiker Marco Vencato, dessen Vortrag *Demolieren, privilegieren, transformieren. Zur aragonesischen und spanischen Legitimationspolitik im Königreich Neapel* die »Sichtbarkeit der Gewaltordnung« in der Topographie der Hauptstadt zum Inhalt hatte. Die Schlüsselthesen seines Vortrags zur herrschaftspolitisch instrumentalisierten *renovatio urbis* illustrierte er zunächst an der modernen Repräsentationspolitik Alfons V., dessen große Investitionen in das Stadtbild Neapels insbesondere auf Legitimation und Verankerung der aragonesischen Herrschaft, Prestigezugewinn und Loyalitätssicherung der neuen Untertanen ausgerichtet waren. Sein urbanistisches Rekonstruktionsprogramm ließ sich z.B. in der unter den Anjou im 13. Jahrhundert angelegten Stadtburg, dem *Castel Nuovo*, aufzeigen: Die bereits in der Frühphase der aragonesischen Herrschaft erfolgte monumentale Umgestaltung zum neuen Machtzentrum sollte nicht nur den Herrschaftsanspruch der aragonesischen Krone demonstrieren, sondern zugleich auch ihre militärische Wehrhaftigkeit in das Stadtbild einschreiben. Alfons' Nachfolger Ferrante führte die auf Legitimation und Delegitimation ausgelegte Baupolitik insofern weiter, als seine Privilegierung der regierungstreuen stadtaristokratischen Eliten in der Zerstörung der als Versammlungsorte genutzten Portikusanlagen oppositioneller Adelsgruppierungen (*seggi*) zum Ausdruck kam. Diese kontinuierlich verfolgte Politik der »neuen Sichtbarkeitsordnung« fand ihren Höhepunkt und Abschluss in den städtebaulichen Erneuerungsplänen des spanischen Vizekönigs Toledo, der Mitte des 16. Jahrhunderts die Präsenz der spanischen Militärmacht in Neapel mit den zur Ansiedlung und Beherbergung königlicher Soldaten angelegten *Quartieri spagnoli* untermauerte. Gerade hier lässt sich deutlich zeigen, wie sehr die urbanistischen Rekonstruktions- und Kolonisierungsprogramme der aragonesischen und spanischen Herrscher zu einer systematischen Hispanisierung der Stadt führten.

Um die *Lingua Franca* ging es im Beitrag von Eva Martínez Díaz (Barcelona), die über *Intercomprensión en el Mediterráneo entre los siglos XV y XIX* referierte. Als grenzübergreifendes Verständigungsmittel in einer heteroglossischen Kommunikationssituation entwickelte sich die *Lingua Franca* (auch *Sabir* von provenzalisch »wissen«) im 11. Jahrhundert mit den ersten von französischen Kreuzfahrern dominierten Kreuzzügen in der Levante. In den zwei nachfolgenden Jahrhunderten blieb ihr Gebrauch eng verknüpft mit dem militärischen und wirtschaftlichen Einfluss der Republik



Abbildung 1

Joan und Cornelis Blaeu: Karte ›Regno di Napoli‹, 1640, Koninklijke Bibliotheek, National Library of the Netherlands, Den Haag.

Venedig und im 16. und 17. Jahrhundert mit der Hegemonie der spanischen Krone. Als internationale Verkehrssprache fand die *Lingua Franca* auch im Kontext der modernen Kolonisierung des afrikanischen Kontinents bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Verwendung. Als Produkt einer Sprachkontaktsituation zwischen Kreuzfahrern und Händlern unterschiedlicher sprachlicher Provenienz entwickelte sich diese *interlengua* aus verschiedenen romanischen und nicht-romanischen Sprachen: Basierend auf dem Provenzalischen, Venezianischen und Spanischen vereinigte sie Spuren des Spätlateinischen ebenso wie Elemente des Türkischen, Arabischen und nordafrikanischer Varietäten. Auf konkrete und praktische Verständigungsziele ausgerichtet war ihre Verwendung auf wenige Kommunikationsbereiche beschränkt. In diesem Zusammenhang hob Eva Martínez Díaz zudem hervor, dass die der mündlichen Kommunikation vorbehaltene *Lingua Franca* weder den Status einer Muttersprache erlangte noch Normalisierungs- oder Standardisierungsbestrebungen unterworfen war und folglich nicht als nahöstlich-mediterrane Koiné verstanden werden dürfe. Als sprachliche Zeugnisse wurde eine Auswahl an literarischen Werken sowie Wörterbüchern und Glossaren aus dem 14. bis 19. Jahrhundert vorgestellt. Metasprachliche Aussagen und ›Sprachproben‹ der *Lingua Franca* in ihren unterschiedlichen Etappen finden sich nicht nur in geschichtlichen Abhandlungen der Frühen Neuzeit, wie etwa in der fünf Traktate umfassenden, detailreichen *Topographia e Historia de Argel* (1612) des Benediktinerpaters Diego de Haedo, sondern bereits in der Literatur des 14. Jahrhunderts – genannt sei die um 1300 entstandene Ballade *Contrasto della Zerbitana*, die den Dialog zwischen einer Frau aus Djerba und einem wohl

italienischen Mann wiedergibt. Spracheinstellung und -bewertung widerspiegelnden Äußerungen attestierte die Referentin überwiegend ludischen Charakter, da die Einstreuung ›makkaronischer‹ Elemente in die literarische Figurenrede häufig auf das Erzielen komischer Effekte ausgerichtet gewesen sei. Abschließend besprach die Referentin die wichtigsten sprachlich-grammatischen Phänomene der *Lingua Franca* am Beispiel des *Villancico* des spanischen Dichters Juan de Encina (1520), einer Parodie auf die Sprache eines die christlichen Pilger im Heiligen Land belästigenden Straßenhändlers.

Den ersten Tag beschloss Roberto Rossi (Salerno) mit seinem Referat *Plurilinguismo nel regno di Napoli. La ›scritturalità economica‹ negli atti della Dogana delle pecore di Foggia*. Einleitend betonte er die große sozio-ökonomische Bedeutung der Fernweidewirtschaft für das primär Agrarrohstoffe produzierende und exportierende Süditalien. Seit der normannischen Herrschaft weiß man von einer regelmäßigen Weidesteuer (*fida*) zugunsten der königlichen Kassen; unter Friedrich II. (1231) wurden diese Einnahmen durch *Constitutiones* formell geregelt und gesichert. Eine Schlüsselposition in der Erhebung der *fida* kam der 1443 neu gegründeten aragonesischen Zollbehörde zu; diese in Foggia ansässige *Dogana delle pecore* kontrollierte sowohl die Verteilung der Weideflächen wie auch die starken Viehbewegungen von den abruzzischen Bergen südwärts zur fruchtbaren Ebene des *Tavoliere delle Puglie* durch den Aufbau eines Netzes von Triftwegen. Tatsächlich handelte es sich bei der *Dogana* um eine der einflussreichsten und einträglichsten Behörden im Vizekönigreich, die mit dem *Tribunale della Dogana* sogar über eine eigene Gerichtsbarkeit verfügte. Die im Umfeld der

Dogana produzierte Schriftlichkeit, die heute im Staatsarchiv von Foggia untergebracht ist, umfasst verschiedene Dokumententypen und ist in unterschiedlichen Sprachen abgefasst: Sie reicht von den seit den Anjoukönigen erlassenen königlichen Weisungen (*prammatiche*), die Aufgaben und Kompetenzen der Steuerbehörde regulierten, über die Visitationsprotokolle der *Doganieri* bis zu einfachen Verkaufsregistern. Im Hinblick auf die Sprachenverteilung gab Roberto Rossi zu bedenken, dass es sich im wirtschaftlich-administrativen Bereich vorwiegend um standardisierte Sprachverwendungen handle, die schwerlich Rückschlüsse auf mündliche Kommunikation zuließen. So sei der überwiegende Teil der Dokumente traditionell in einem gehobenen ›Juristenlatein‹ abgefasst. In diesem Zusammenhang ging der Referent insbesondere auf die Schreibgewohnheiten der mehrsprachig agierenden königlichen *Cancellaria* ein: In der Frühphase der aragonesischen Herrschaft wurden bestimmte Urkunden ins Katalanische übertragen (*incipit* und *colophon* aber stets lateinisch) und nur einige wenige der von Alfons V. erteilten Privilegien, deren Beurkundung schnell erfolgen musste, wurden in *volgare* abgefasst. Erst anhand der unter Ferrante entstandenen Dokumente wird ein weiterreichender Italianisierungsprozess zulasten der Verschriftung in katalanischer Sprache greifbar. Schließlich sei zu Beginn des 17. Jahrhunderts insofern eine adressatenspezifische Differenzierung des Sprachgebrauchs zu bemerken, als sich bei den für den spanischen Hof bestimmten Schriftstücken das Kastilische, für die lediglich in Neapel verbleibenden Dokumente hingegen das Italienische durchsetzte.

Den Schwerpunkt des Folgetages bildeten linguistische Fragestellungen zu Mehrsprachigkeit und Sprachenwahl in Süditalien. In seinem Referat zu den *Varietà linguistiche nella Napoli aragonese e vicereale* würdigte Nicola De Blasi (Neapel) zunächst das Forschungsinteresse des Teilprojekts für die aktuelle italienistische Sprachwissenschaft, die sich zunehmend von der teleologischen toskanozentrischen Perspektive löse. Anhand unterschiedlicher Quellen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert gab er einen Überblick über das Varietätenspektrum im *Regno di Napoli*. Im Hinblick auf die Sprachenvielfalt der aragonesischen Kanzlei schloss er sich seinen Vorrednern an und fügte hinzu, dass die Ausrichtung der aragonesischen Kultur am Lateinischen hauptsächlich dem künstlerischen und literarischen Interesse Alfons V. geschuldet sei. Für die literarische Produktion ließen sich im Neapel des 15. Jahrhunderts verschiedene sprachliche Modelle nachweisen: Bereits im *Trecento* dienten toskanische Sprache und Literatur, insbesondere die Werke Dantes und Petrarca, als Vorbild. Daneben existierten aber auch unterschiedliche Ausformungen lokaler Dialektliteratur: Der gesprochenen Sprache des Volkes besonders nahe stand die *Cronica di Napoli* des Loise de Rosa, eines offensichtlich wenig gebildeten *mastro de casa*, der weniger sprachlich-

stilistische Ansprüche erfüllen, als vielmehr ein einfaches Publikum mit seinen Erinnerungen unterhalten wollte. Nach Auskunft des Chronisten sei auch die sprachliche Realität der Hauptstadt Neapel, einer von Waren und Menschen überbordenden *fierra permanente*, vielfältig gewesen: Neben dem Neapolitanischen waren dort insbesondere das Katalanische, das Kastilische und verschiedene süditalienische Varietäten in Gebrauch. Von einer vergleichbaren Sprachenvielfalt, allerdings auf ›höfischem‹ Niveau, sei nach Nicola de Blasi auch am vizeköniglichen Hof auszugehen. Die Vitalität des lokalen *volgare* ist für das 16. Jahrhundert ebenfalls bezeugt, etwa durch den angesehenen neapolitanischen Dichter Iacopo Sannazaro, der in seinem *gliommero* (neapolitanisch ›Wollknäuel‹ für eine der *frottola* vergleichbare, sehr einfache, bisweilen disparate Themen verarbeitende rezitative Dichtungsform) dem neapolitanischen Volk ›aufs Maul schaute‹. Die Verwendung von als volkstümlich eingestuften Dialekten wurde aber zunehmend zugunsten der Übernahme einer gemeinsamen überregionalen Sprache in Frage gestellt, etwa vom neapolitanischen Adligen Giovan Battista del Tufo (*Ritratto*, 1588). Auch Giulio Cesare Capaccio charakterisierte in seiner Beschreibung Neapels (um 1608) die lokale Varietät als Mischsprache von besonderer Plumpheit. Bereits ein Jahrhundert zuvor hatte Giovanni Brancati di Policastro, Bibliothekar Ferrantes, eine vergleichbar kritische Haltung zu den lokalen *volgari* eingenommen. Im Auftrag seines Königs mit der Revision einer florentinischen Übersetzung von Plinius' *Naturalis Historia* befasst, galten ihm weder das toskanische noch das neapolitanische *volgare* als eine dem Latein ebenbürtige Literatursprache. Stattdessen sprach sich der humanistisch gebildete Gelehrte für eine im gesamten *Regno* verständliche, von dialektalen Zügen gereinigte Mischvarietät aus und nahm somit in gewisser Weise die im Rahmen der *Questione della Lingua* geführten Sprachdebatten zugunsten einer normierten Einheitssprache voraus.

Die anschließende Tagungseinheit war der Vorstellung des Teilprojekts gewidmet. In dem den Einzelreferaten vorangestellten Vortrag mit dem programmatischen Titel *Il regno: territorio politico e spazio comunicativo* gingen die Projektleiter Thomas Krefeld und Wulf Oesterreicher zunächst auf den Stand der Forschung in der Sprachgeschichtsschreibung des Italienischen und Spanischen ein, in der die spanischen Jahrhunderte in Süditalien gewissermaßen ausgespart blieben. Gerade im Falle des Vizekönigreichs Neapel sei die Integration in den spanischen Herrschaftsbereich ernst zu nehmen. Hieran schloss sich ein Überblick über die theoretisch-konzeptionellen Grundlagen des Projektes an. Betont wurde dabei auch die Notwendigkeit einer auf die Untersuchung von kommunikativen Räumen fußenden Sprachgeschichte, die, im Gegensatz zu den teleologisch ausgerichteten nationalphilologischen Partikulargeschichten, eine angemessene Berücksichtigung

von Varietätengefügen und Sprachkontaktphänomenen in ihrer soziokulturellen Dynamik ermöglichen. In den Untersuchungen zur kommunikativen und sprachlichen Praxis im spanischen Vizekönigreich Neapel kommt dies insofern zum Tragen, als die Einzelstudien Sprachpluralität, -selektion und -autorisierung in verschiedenen (politischen, administrativ-juristischen, religiösen und militärischen) Kommunikationsbereichen fokussieren. Die Bandbreite der unterschiedlichen Formen von Mehrsprachigkeit, die sich in den genannten Kommunikationsbereichen und Diskurstraditionen manifestiert, ist in der entsprechenden Streuung der thematischen Zuschnitte abgebildet.



Abbildung 2

Partenio Tosco: »L'ecceellenza della lingua napoletana con la maggioranza alla toscana«, Frontispiz (Neapel 1662).

Den ersten Block bildete die Präsentation der drei Einzelstudien, deren Zugriff auf die genannten Diskursdomänen über die an bestimmte Institutionen gebundene pragmatische Schriftlichkeit aus den Bereichen Verwaltung (Verena Schwägerl-Melchior) und Kirche (Amina Kropp) sowie über Zeugnisse aus dem militärischen Bereich (Tom Hiltensperger) erfolgt. Der zweite Block umfasste zwei Projektvorstellungen, die krisenhafte Ereignisse auf Sizilien und deren diskursive Verarbeitung thematisieren (Jochen Hafner und Davide Soares da Silva). Abschließend wurden zwei Dissertationsvorhaben vorgestellt, in denen einerseits der Buchdruck als Indikator der Sprachverwendung (Tina Ambrosch-Baroua), andererseits die nicht-toskanische, literarisch-künstlerische Textproduktion (Teresa Gruber) untersucht wird.

Im Kurzreferat *Plurilinguismo nell'amministrazione del Regno di Napoli* stellte Verena Schwägerl-Melchior ihr Promotionsvorhaben vor, das sich mit den Auswirkungen eines mehrsprachigen Produktionskontextes auf die sprachliche Gestaltung administrativer Schriftlichkeit befasst. Aufgezeigt wurden unterschiedliche Faktoren, die eine divergierende und ausdifferenzierte Sprachenwahl und Sprachverwendung zwischen den politisch-administrativen Institutionen, auf zentraler wie lokaler Ebene, vermuten lassen. Einen wichtigen Anhaltspunkt bietet etwa die *prammatica* »De officiorum provisione«, mit der 1550 die Führungspositionen der wichtigsten Verwaltungsorgane auf *regnicoli* und *forestieri*

verbindlich aufgeteilt wurden. Bei Sichtung der Forschungsliteratur zeigte sich, dass die in diesen Organen entstehenden Texte in verschiedenen Sprachen abgefasst wurden, während sich z.B. die den lokalen Adel repräsentierenden *Seggi napoletani* – so der vorläufige, durch systematische Archivarbeit zu überprüfende Befund – in ihrer Kommunikation auch mit dem spanischen König und dem Vizekönig nur eines italoromanischen Idioms zu bedienen schienen. Abschließend verwies die Referentin darauf, dass die Kenntnis des »Abfassungskontextes« (Schreiber, Übersetzer, formale Vorgaben usw.) für die Einordnung und Systematisierung der Quellendokumente grundlegend sei.

Im nachfolgenden Vortrag *Soldados españoles en Nápoles* stellte Tom Hiltensperger sein Dissertationsprojekt vor, das die spanische Militärpräsenz im frühneuzeitlichen Königreich Neapel fokussiert. Als von Mehrsprachigkeit, Sprach- und Kulturkontakt notwendigerweise geprägter Ort müsste insbesondere der Alltag der unter spanischem Oberbefehl stehenden Truppen in ihrer Rolle als ausführende Kraft zwischen spanischer Autorität und neapolitanischer Bevölkerung verstanden werden; hinzu käme der militärische Verwaltungsapparat, unter dessen Legitimation diese agierten. Im Rahmen der aktuellen militärhistorischen Frühe-Neuzeit-Forschung würde pragmatische Schriftlichkeit aus dem militärischen Bereich zwar fragmentarisch ediert und als Quellenmaterial herangezogen, auf die aus den gemischtsprachlichen Texten aufscheinende Situation des Sprach- und des Kulturkontaktes würde jedoch – wenn überhaupt – nur *in margine* eingegangen. Diese Lücke zu schließen, sei Ziel des Forschungsvorhabens. Bei einer entsprechenden Untersuchung der Dokumentation gelte es sowohl die militärisch-administrative als auch die individuelle Ebene zu berücksichtigen: Die Analyse betreffe zunächst die juristisch-administrative Dokumentation zum Militärwesen; in einem zweiten Schritt, auf Ebene der Akteure selbst, würden neben persönlichen Dokumenten, wie etwa autobiographischen Schriften, vor allem juristische Dokumente, etwa Gerichtsaussagen (*defensiones*) hispano-neapolitanischer Militärs unterschiedlicher sozialer und geographischer Herkunft ausgewertet.

Im Fokus der Habilitationsschrift von Amina Kropp, die sie in ihrem Beitrag *Che lingua parli, frate? – Rinnovamento cattolico e scelta di codice* vorstellte, steht die Sprachenverwendung in religiös-kirchlichen Diskursdomänen. Die Frage nach sprachlicher ›Pluralität und Autorisierung‹ wurde dabei vor allem im Spannungsfeld zwischen den ›sprachpolitischen‹ Vorgaben des *Tridentinum* einerseits und einer zielorientierten Anpassung an die Gegebenheiten und Erfordernisse der katechetisch-religiösen Kommunikation in Süditalien andererseits angesiedelt. Ferner zeigte sie auf, dass die Forschungsliteratur gerade im Hinblick auf religiöse Sprachen und Sprachenverwendung insofern zwei wesentliche Reduktionen aufweist, als sie zum einen den ›bilinguismo latino-volgare‹ in das Zentrum des Forschungsinteresses rückt, zum anderen die literarische und damit vom Toskanischen geprägte Tradition religiöser Texte fokussiert. Eine Neusichtung erfordere folglich nicht nur eine stärkere Berücksichtigung der gegebenen Sprachenvielfalt, sondern vor allem die Erweiterung der zu untersuchenden Dokumentationsgrundlage. Abschließend legte die Referentin anhand einiger Textbeispiele dar, dass die Sammlung der Materialbasis nur durch intensive Archivarbeit zu leisten sein werde, umso mehr, als sichere Aussagen zur insbesondere sprachlichen Verlässlichkeit der spärlich publizierten Dokumentation nicht immer möglich seien.

Mit Krisen und ihrer sprachlich-diskursiven Bewältigung im Königreich Sizilien der Frühen Neuzeit beschäftigte sich der Beitrag *Scritturalità pragmatica e gestione delle crisi in Sicilia (sec. XVI e XVII)* von Jochen Hafner. Dem Themenkomplex seiner Habilitationsschrift geschuldet, ging er der Frage nach, inwiefern krisenhafte Ereignisse (Naturkatastrophen, Seuchen und Hungersnöte, ›Türkengefahr‹ und die Bedrohung der Entführung und Versklavung durch Barbaren) ihren Niederschlag in pragmatischer Schriftlichkeit fanden und wie diese Krisen sprachlich verarbeitet wurden. Hierbei zeichnet sich eine Mehrsprachigkeit ab, wie sie etwa in der spanischen ›Krisenverwaltung‹ und ihrer süditalienisch-vernakularen Umsetzung, aber auch in der diskurstraditionell motivierten und gebundenen Verwendung von Latein, Spanisch, Toskanisch, Sizilianisch und weiterer Sprachen und Idiome aufscheint. Da Untersuchungen zu diesen komplexen Zusammenhängen bisher nicht vorliegen, kann von einem echten Forschungsdesiderat für die Mehrsprachigkeit in Unteritalien, mithin für die Beschreibung des Kommunikationsraums Königreich Sizilien der Frühen Neuzeit gesprochen werden.

Anknüpfend an seinen Vorredner gab Davide Soares da Silva mit seinem Kurzreferat *Esplorazioni nella scritturalità della sicilia spagnola – la peste del 1624/26* Einblick in seine Magisterarbeit. Anhand des thematischen Leitfadens ›Pest‹ wurden unterschiedliche Formen von Schriftlichkeit in die vier ›Hauptausbausäulen‹ Organisations-, Wissens-, Religions- und Literatur-

stütze aufgeteilt und exemplarisch beschrieben. Im Hinblick etwa auf die Organisationsstütze seien die zur Verurteilung von Magiern bzw. zur Heiligsprechung wundertätiger Personen geführten Prozesse besonders aussagekräftig, da hier eine ergiebige Dokumentation an Zeugenaussagen vorliege, die zum Teil auch Formen der Mündlichkeit wiedergäben. Für den Bereich des ›Wissens‹ und der ›Religion‹ besonders viel versprechend sei die Analyse von Texten mit (para)medizinischem Inhalt, in deren Rahmen gedruckte Quellen – etwa Traktaten – nicht gedruckte Quellen, wie z.B. die sogenannten *libri di segreti* gegenüberzustellen seien. Vergleichbar sei auch für den Bereich der ›Literatur‹ mit einer Verschriftung volksnaher Sprachverwendungen zu rechnen, wie beispielsweise Inschriften in Inquisitionsgefängnissen bezeugten. Insgesamt zeigte der Referent auf, dass ein differenzierter Blick für die Erfassung der komplex miteinander verbundenen Sprachmodelle und -traditionen des Königreichs Sizilien unabdingbar sei.

In ihrem Beitrag *L'italiano e lo spagnolo a stampa* sprach Tina Ambrosch-Baroua über ihr Dissertationsprojekt zur Mehrsprachigkeit des Buchdrucks im Italien des Cinque- und Seicento. Der Schwerpunkt der Arbeit liege auf der Darstellung der Buchproduktion in der *Italia spagnola* sowie der editorischen Tätigkeit in spanischer Sprache. Damit reagiere die Arbeit auf ein vernachlässigtes Kapitel sowohl in der Geschichte des italienischen Buchdruckes als auch in der italienischen Sprachgeschichte, in welcher der Buchdruck bisher nur als Faktor der literarischen Sprachstandardisierung betrachtet wurde. Anhand erster Arbeitsergebnisse stellte Tina Ambrosch-Baroua ihr Auswertungsverfahren vor, das die Forschungslücke schließen soll: Mittels einer Titel-Datenbank wurden die im Zeitraum von 1500–1715 in Italien publizierten spanischsprachigen Bücher, Übersetzungen aus dem Spanischen ins Italienische und vice versa sowie die mehrsprachigen Druckwerke inventarisiert und kategorisiert. In einer zweiten qualitativen Analyse wurden einzelne metakommunikative Paratexte herangezogen, die als besonders aufschlussreich hinsichtlich der Sprachwahl und -bewertung, der Funktionsweisen des Buchmarktes, des Verlagsprogramms einzelner Druckereien und der Protagonisten der Buchproduktion und deren sprachlicher Kompetenz während des Druckprozesses bewertet wurden. Anhand eines Widmungsbriefes sowie eines Leserhinweises exemplifizierte die Vortragende schließlich die mehrsprachige Kontaktsituation.

Abschließend referierte Teresa Gruber über ihr Promotionsvorhaben zu den *Reflexiones renacentistas sobre el plurilingüismo*: Anhand von Texten des 16. und 17. Jahrhunderts, die unterschiedlichen für den Renaissancehumanismus paradigmatischen literarischen und sprachphilosophischen Gattungen angehören und deren Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie auf direkte oder indirekte Weise Bezug auf den Sprach- und



Abbildung 3

Taddeo Zuccari: *Il Concilio di Trento (Ausschnitt)*, Fresko, um 1561/1562, Palazzo Farnese, Carprarola.
 Aus: Tallon, Alain (2000): *Le concile de Trente*. Paris: Ecole Française de Rome.

Kulturkontakt in der *Italia spagnola* nehmen, soll untersucht werden, welche Wechselwirkungen sich zwischen der Mehrsprachigkeit und der zeitgenössischen Sprachreflexion ergaben. Ausgangshypothese ist dabei die Beobachtung, dass in einem durch konstanten Sprachkontakt charakterisierten Kommunikationsraum häufig Pluralisierungsprozesse in der Sprachbetrachtung festzustellen sind. Grund dafür ist eine von den Sprechern erlebte Diversitätserfahrung, die deren Bewusstsein für sprachrelevante Fragen schärfen kann. Konkret wird die These vertreten, dass die äußerst komplexe und bisher wissenschaftlich nur in Ansätzen erforschte sprachliche Situation im Königreich Neapel derartige Prozesse ausgelöst hat. Hierzu legte die Referentin dar, dass hinsichtlich der sprachlichen Praxen in den süditalienischen Provinzen, die im 16. und 17. Jahrhundert der spanischen Monarchie angegliedert waren, in unterschiedlichen Textsorten wie etwa literarischen, sprachphilosophischen und sprachdidaktischen Texten Reflexionen über die Volkssprachen sowie über die Eigenschaften des Spanischen im Vergleich mit dem Toskanischen und anderen italienischen Volkssprachen zu beobachten sind.

Der disziplinenübergreifende Workshop erwies sich für alle Teilnehmer in vielerlei Hinsicht als gewinnbringend. Unter dem thematischen Dach von ›Sprachenvielfalt im Königreich Neapel‹ konnten verschiedene Aspekte und Perspektiven der aktuellen Forschung zusammengeführt werden, in die sich auch die als ›Werkstattbericht‹ gedachte Vorstellung des Teilprojekts einfügte. Zugleich wurde den im Anschluss an die Vorträge geführten Diskussionen, viel Zeit eingeräumt.

In den anregenden Fachgesprächen wurden auch kritische Fragen aufgeworfen und weiterführende Forschungsaufgaben diskutiert. Zur Sprache kam dabei vor allem die Problematik der linguistischen Bewertung von Quellenmaterialien und Produktionskontext, bei der nicht nur die Sprachkompetenz der Kommunikationspartner Berücksichtigung finden müsse; vielmehr stelle sich in einem mehrsprachigen Kontext auch die Frage nach der Rolle von Schreibern und Übersetzern. Ferner wurden auch Beschaffung und Aufarbeitung der Dokumentationsgrundlage in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und die anstehenden Archivreisen ausführlich thematisiert. Nicht zuletzt gab der Workshop die Gelegenheit, bestehende Kontakte fruchtbar zu machen und neue Verbindungen zu knüpfen.

NEUESTE PUBLIKATIONEN DES SFB 573

In Ergänzung der in den »Mitteilungen 1/2005« veröffentlichten Gesamtbibliographie des SFB werden seit der Ausgabe 1/2006 in jedem Heft die aktuellen Neuerscheinungen veröffentlicht. Die vollständige Liste finden Sie unter <http://www.sfb-fruehneuzeit.uni-muenchen.de/publ/publikationen.pdf>.

- Ammon, Frieder von (2009): »Plurale Perspektivierungen des Wissens. Zu Formen und Funktionen von Paratexten in enzyklopädischer Literatur und literarischer Enzyklopädie«, in: Schierbaum, Martin (Hrsg.): *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*. Münster: LIT (= P & A, 18), 457–481.
- Brendecke, Arndt (2009): »Informing the Council. Central Institutions and Local Knowledge in the Spanish Empire«, in: Blockmans, Wim u.a. (Hrsg.): *Empowering Interactions. Political Cultures and the Emergence of the State in Europe 1300–1900*. Aldershot: Ashgate, 235–252.
- Brieskorn, Norbert (2008): »Menschenrechte, mit Rücksicht auf den Menschen«, in: Nooke, Günter/Lohmann, Georg/Wahlers, Gerhard (Hrsg.): *Gelten Menschenrechte universal? Begründungen und Infragestellungen*. Freiburg i.Br.: Herder, 183–194.
- Brieskorn, Norbert (2009): »Ein Treueid in der Kritik. Das Juramentum fidelitatis des Königs Jakobs I. und die Stellungnahme des Francisco Suárez«, in: Friedrich, Peter/Schneider, Manfred (Hrsg.): *Fatale Sprachen. Eid und Fluch in Literatur und Rechtsgeschichte*. München: Fink, 139–154.
- Brieskorn, Norbert (2009): »Der Weltbürger als Weltgast. Francisco de Vitoria – Immanuel Kant – Michel Leiris«, in: Friedrich, Peter/Parr, Rolf (Hrsg.): *Gastlichkeit. Erkundungen einer Schwellensituation*. Heidelberg: Synchron (= Literatur und Recht), 29–47.
- Brieskorn, Norbert (2009): »Victor Cathrein S.J.: Naturrechtliche Strömungen in der Rechtsphilosophie der Gegenwart«, in: Brockmöller, Annette/Hilgendorf, Eric (Hrsg.): *Rechtsphilosophie im 20. Jahrhundert – 100 Jahre Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*. Stuttgart: Steiner (= ARSP-Beiheft, 116), 167–185.
- Brieskorn, Norbert (2009): »Der Kampf um die Religionsfreiheit in der Geschichte«, in: Bielefeldt, Heiner u.a. (Hrsg.): *Religionsfreiheit. Jahrbuch Menschenrechte 2009*. Köln u.a.: Böhlau, 15–28.
- Brieskorn, Norbert (2009): »Drei päpstliche Akte und ihre Wirkung auf drei Gemeinschaften«, in: Krieger, Gerhard (Hrsg.): *Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter*. Berlin: Akademie Verlag (= Akten des ... Symposiums des Mediävistenverbandes, 12), 238–252.
- Friedrich, Susanne (2009): »Gottorf et ses collections des Indes orientales d'histoire naturelle. Objets et »savoit« des non-spécialistes«, in: *Deshima. Revue française des mondes néerlandophones* 3, 285–302.
- Goerlitz, Uta (2008): Art. »Gresemund d.J., Dietrich«, in: Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.): *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter, 956–966.
- Goerlitz, Uta (2009): »Minerva und das *iudicium incurruptum*. Wissensspeicherung und Wissenserschließung in Bibliothek und literarischem Nachlass des Konrad Peutinger (1465–1547)«, in: Schierbaum, Martin (Hrsg.): *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*. Münster: LIT (= P & A, 18), 127–172.
- Huss, Bernhard (2009): »Die Katharsis, Jean Racine und das Problem einer tragischen Reinigung bei Hofe«, in: *PhiN – Philologie im Netz* 49, 35–55. URL: www.phin.de.
- Mehltretter, Florian (2009): *Der Text unserer Natur. Studien zu Illuminismus und Aufklärung in Frankreich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts*. Tübingen: Narr (= Romanica Monacensia, 77).
- Mehltretter, Florian (2009): *Der verliebte Roland des Matteo Maria Boiardo*. München: Lyrik-Kabinett (= Lyrik-Kabinett, 9).
- Müller, Jan-Dirk (2008): Art. »Hassenstein, Bohuslaus Lobkowicz von (Bohuslaus a Lobkowicz)«, in: Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.): *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*. Bd. 1, Lieferung 4. Berlin/New York: de Gruyter, 1032–1048.
- Müller, Jan-Dirk (2009): »Maximilian und die Hybridisierung frühneuzeitlicher Hofkultur. Zum *Ludus Dianae* und der *Rhapsodia* des Konrad Celtis«, in: Hartmann, Sieglinde/Löser, Freimut/Müller, Ulrich (unter redaktioneller Mitarbeit von Robert Steinke) (Hrsg.): *Kaiser Maximilian I. (1459–1519) und die Hofkultur seiner Zeit*. Wiesbaden: Reichert (= Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft, 17), 3–21.
- Oesterreicher, Wulf (2009): »Der Weinberg des Textes: Die Philologien und das Projekt »Textwissenschaft« im Horizont einer sozialen Semiotik«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 59/1, 81–118.
- Oesterreicher, Wulf (2009): »El plurilingüismo europeo y los retos de una jerarquización lingüística«, in: Bustos Tovar, José Jesús de/Iglesias Recuero, Silvia (Hrsg.): *Identidades sociales e identidades lingüísticas*. Madrid: Editorial Complutense, 229–254.
- Robert, Jörg (2009): »Methode – System – Enzyklopädie: Transformation des Wissens und Strukturwandel der Poetik im 16. Jahrhundert«, in: Schierbaum, Martin (Hrsg.): *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*. Münster: LIT (= P & A, 18), 173–192.
- Schierbaum, Martin (2009): »Typen von Transformationen der Wissensspeicher in der Frühen Neuzeit – Zwischen Marktmacht, Praxisdruck und suisfizieller Welterklärung. Am Beispiel der Reihen von Conrad Gesners *Bibliotheca Universalis*, von Theodor Zwingers *Theatrum Vitae Humanae* und

- Christoph Besolds *Thesaurus Practicus* mit einem Ausblick auf François Truffauts *Fahrenheit 451* und Heiner Müllers *Germania 3*, in: ders. (Hrsg.): *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*. Münster: LIT (= P & A, 18), 249–346.
- Schierbaum, Martin (2009) (Hrsg.): *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*. Münster: LIT (= P & A, 18).
- Schmeisser, Martin/Birnstiel, Klaus (in Vorbereitung): »Gelehrtenkultur und antitrinitarische Häresie an der Nürnberger Akademie zu Altdorf«, in: *Daphnis* 38.
- Schmidt, Gabriela (2008): »This Turk's persecution for the faith: Thomas More's *Dialogue of Comfort* and the Reformation Debate on Martyrdom«, in: *Moreana* 45, 209–238.
- Schmidt, Gabriela (2009): »The Translation of Paradise: Thomas More's *Utopia* and the Poetics of Cultural Exchange«, in: Pordzik, Ralph (Hrsg.): *Futurescapes: Space in Utopian and Science Fiction Discourses*. Amsterdam/New York: Rodopi (= Spatial Practices: An Interdisciplinary Series in Cultural History, Geography and Literature), 25–52.
- Schmidt, Gabriela (2009): *Thomas More und die Sprachenfrage: Humanistische Sprachtheorie und die ›translatio studii‹ im England der Frühen Tudorzeit*. Heidelberg: Winter (= Anglistische Forschungen, 397).
- Schunka, Alexander (2008): »Pragmatisierung konfessioneller Autorität. Bittschriften von Zuwanderern im Kursachsen des 17. Jahrhunderts«, in: Bahlcke, Joachim (Hrsg.): *Glaubensflüchtlinge. Ursachen, Formen und Auswirkungen frühneuzeitlicher Konfessionsmigration in Europa*. Münster: LIT (= Religions- und Kulturgeschichte in Ostmittel- und Südosteuropa, 4), 235–256.
- Sommar, Mary E. (2009): *The Correctores Romani. Gratian's ›Decretum‹ and the Counter-Reformation Humanists*. Münster: LIT (= P & A, 19).
- Steiner, Benjamin (2009): »Wissensfülle und Ordnungszwang. Historische Tabellenwerke als enzyklopädischer Typus in der frühen Neuzeit«, in: Schierbaum, Martin (Hrsg.): *Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens*. Münster: LIT (= P & A, 18), 483–513.
- Strohschneider, Peter (Hrsg.) (2009): *Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin/New York: de Gruyter (= Literaturwissenschaftliche DFG-Symposien).
- Vollhardt, Friedrich (2009): »Helmut Krausser und der historische Roman«, in: Conter, Claude D./ Jahraus, Oliver (Hrsg.): *Sex, Tod, Genie. Beiträge zum Werk von Helmut Krausser*. Göttingen: Wallstein (= Poesis, 4), 181–195.
- Vollhardt, Friedrich (2009): »Ungrund. Der Prozeß der Theogonie in den Schriften Jakob Böhmes. Mit Hinweisen zu einigen Praetexten und zur Wirkung im 17. Jahrhundert«, in: Strohschneider, Peter (Hrsg.): *Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin/New York: de Gruyter, 89–123.
- Vollhardt, Friedrich (zus. mit Roth, Udo) (Hrsg.) (2009): *Felix Hausdorff (1868–1942): Gesammelte Werke*. Bd. 8: *Literarische und essayistische Schriften. Kritische Edition mit Einleitung, Stellenkommentar und Dokumenten*. Berlin/Heidelberg: Springer.

Publikationsbetreuung

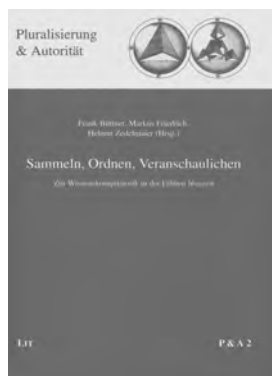
Christina Hollerith M.A., SFB573.Hollerith@lrz.uni-muenchen.de

Eva-Maria Wilhelm M.A., SFB573.Wilhelm@lrz.uni-muenchen.de



Oesterreicher, Wulf/Regn, Gerhard/Schulze, Winfried (Hrsg.) (2003):
Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität.
Münster: LIT (= P & A, 1).
ISBN 3-8258-7135-5 (340 Seiten)

Als ein Aspekt der elementaren Signatur der Frühen Neuzeit kennzeichnet Pluralisierung die sozial und kognitiv relevante Vermehrung legitimierungsfähiger Wirklichkeitsrepräsentationen. Neues beginnt dezidiert als Neues wahrgenommen zu werden, komplementäre und kompetitive Teilwirklichkeiten und Wissensordnungen werden als solche erfasst. Diese gleichsam prinzipiell gewordene Erfahrung von Pluralisierung bewirkt die Ausbildung von neuen Formen der Autorität. Zwar ›zähmt‹ Autorität Pluralisierungsprozesse, indem sie jedoch Geltungsansprüche neu definiert und Differenz-, Kontingenz- und Komplexitätsbewältigung ermöglicht, eröffnet sie mit den ihr eigenen Widersprüchen und Ausdifferenzierungen neue Freiräume.



Büttner, Frank/Friedrich, Markus/Zedelmaier, Helmut (Hrsg.) (2003):
Sammeln, Ordnen, Veranschaulichen. Zur Wissenskompilatorik in der Frühen Neuzeit.
Münster: LIT (= P & A, 2).
ISBN 3-8258-7164-9 (362 Seiten)

Der vorliegende Band zur frühneuzeitlichen Wissenskompilatorik macht sichtbar, was, wie und in welchen vorgeformten Strukturen in der Frühen Neuzeit ›gewußt‹ werden konnte, was diese Epoche für wissenschaftlich wertvoll hielt und wie man sich Wissen verfügbar machte. Es geht um die Frage nach den Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen der Wissensproduktion, Wissenszirkulation und Wissensverwaltung in der Frühen Neuzeit. ›Ordnungen‹, ›Zirkulation‹ und ›Visualisierungen‹ sind die leitenden Gesichtspunkte der einzelnen Beiträge von Historikern, Kunsthistorikern, Literaturwissenschaftlern und Philosophen zur frühneuzeitlichen Wissenskultur.



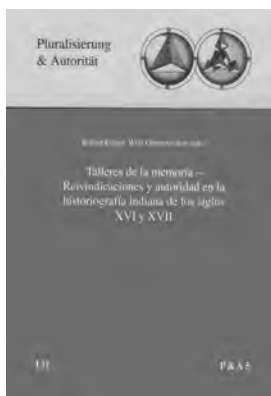
Huss, Bernhard/Neumann, Florian/Regn, Gerhard (Hrsg.) (2004):
Lezioni sul Petrarca. Die Rerum vulgarium fragmenta in Akademievorträgen des 16. Jahrhunderts. Münster: LIT (= P & A, 3).
ISBN 3-8258-7447-8 (240 Seiten)

Francesco Petrarca's (1304–1374) Rolle als Leitfigur der Renaissance manifestiert sich u.a. in der reichen Kommentierung, die seine Schriften im 16. Jahrhundert erfahren haben. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Beschäftigung der rinascimentalen Akademien mit der Liebeslyrik seines Canzoniere. Der vorliegende Band bietet – erstmals in moderner und kommentierter Edition – eine exemplarische Auswahl von Akademievorträgen zu einzelnen Sonetten Petrarca's. Die hier versammelten lezioni, zwischen 1543 und 1592 gehalten, stammen von Benedetto Varchi, Giovan Battista Gelli, Simone Della Barba da Pescia, Lorenzo Giacomini Tebalducci, Francesco de' Vieri und Michelangelo Buonarroti dem Jüngeren.



Büttner, Frank / Wimböck, Gabriele (Hrsg.) (2004):
Das Bild als Autorität. Die normierende Kraft des Bildes.
 Münster: LIT (= P & A, 4).
 ISBN 3-8258-8425-2 (512 Seiten)

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit der Frage, in welchen Bereichen und aus welchen Gründen Bilder normative Geltung erhalten konnten, auf welche Wahrnehmungs- und Verbildlichungskonzepte sich die Akzeptanz ihrer Normsetzung gründete und in welcher Weise man solche Konzepte hinterfragte oder gegen sie opponierte. Die Beiträge aus der Kunstgeschichte, aus den Geschichts- und Literaturwissenschaften sowie der Volkskunde untersuchen das autoritätsstiftende bzw. -infragestellende Potential von Bildern sowie Auffassungen über deren legitimatorische, definitorische, selbstreferentielle oder kritische Funktionen.



Folger, Robert / Oesterreicher, Wulf (eds.) (2005):
Talleres de la memoria – Reivindicaciones y autoridad en la historiografía indiana de los siglos XVI y XVII. Münster: LIT (= P & A, 5).
 ISBN 3-8258-9172-0 (406 Seiten)

La historiografía indiana, la fuente más importante para conocer la realidad de las colonias españolas en América y de las culturas precolombinas, está constituida por textos procedentes de los más diversos contextos pragmáticos: la legislación, la administración, la Iglesia (con sus órdenes religiosas y su labor misionera), el humanismo y el mundo indígena. Tanto en la colonia como en España, estos textos crean y preservan – en ocasiones destruyen – un pasado complejo; son herramientas y vehículos de memoria. Al estudiarlos desde una perspectiva interdisciplinaria como la de los trabajos aquí reunidos, emergen las luchas y las reivindicaciones de ›contra-memorias‹ y se pone de manifiesto el carácter múltiple y conflictivo del proceso hacia la autorización del saber histórico.



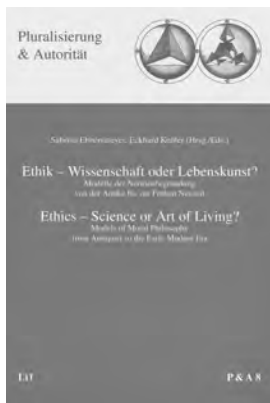
Regn, Gerhard (Hrsg.) (2004):
Questo leggiadrissimo Poeta! Autoritätskonstitution im rinascimentalen Lyrik-Kommentar.
 Münster: LIT (= P & A, 6).
 ISBN 3-8258-7446-x (344 Seiten)

Francesco Petrarca (1304–1374) ist das wirkungsmächtigste Modell der Liebeslyrik der Frühen Neuzeit. Voraussetzung für seine europäische Strahlkraft war der immense Erfolg in Italien, der aufs engste mit den Bemühungen um eine erudite Autorisierung des Laura-Dichters verflochten ist. Erst durch die weithin humanistisch geprägte gelehrte Kommentierung konnte Petrarca zum Klassiker werden, dessen formale Eleganz gegen Dantes doktrinale Autorität ausgespielt wurde. Petrarca wurde so zur Leitfigur einer neuen ›Kultur des Literalen‹, die die überkommene Allegoretik redimensionierte und Ethos und Anmut in ein neues Verhältnis gesetzt hat.



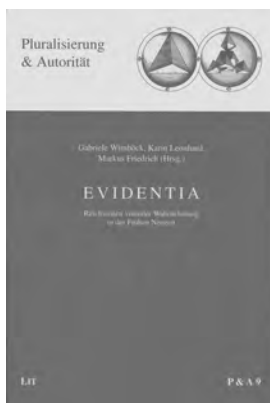
Schunka, Alexander (2006):
Gäste, die bleiben. Zuwanderer in Kursachsen und der Oberlausitz im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Münster: LIT (= P & A, 7).
 ISBN 3-8258-9374-X (435 Seiten)

Wie reagieren Menschen auf immer komplizierter werdende Lebensumstände? Wie finden sie neue Orientierung, wenn bislang Vertrautes keine Geltung mehr beansprucht? Migranten stehen oft vor solchen Problemen. Aus dem Mischverhältnis zwischen Neueinordnung am Zuwanderungsort und Rückzug auf mitgebrachte soziale und kulturelle Bindungen können sich produktive, aber auch konfliktträchtige Formen des Zusammenlebens mit den Menschen der Aufnahmegesellschaft ergeben. Das Buch untersucht die Immigration nach Sachsen und in die Oberlausitz im 17. und frühen 18. Jahrhundert aus der Sicht von Zuwanderern und Aufnahmegesellschaft. Es wird gezeigt, wie Migranten mit einem Leben in fremder Umwelt umgingen, wie sie sich das Fremde vertraut machten und wie die einheimische Bevölkerung darauf reagierte.



Ebbersmeyer, Sabrina/Kötter, Eckhard (Hrsg./Eds.) (2007):
Ethik – Wissenschaft oder Lebenskunst? Modelle der Normenbegründung von der Antike bis zur Frühen Neuzeit / Ethics – Science or Art of Living? Models of Moral Philosophy from Antiquity to the Early Modern Era.
 Münster: LIT (= P & A, 8).
 ISBN 978-3-8258-0169-4 (381 Seiten)

Die philosophische Krise des späten Mittelalters schloß auch die Ethik ein; sie stellte die Gültigkeit und die Begründungsstrukturen der tradierten Normen in Frage und verlangte nach neuer verlässlicher Handlungsorientierung. Des Rufes nach einer Moralphilosophie als praktische Handlungsanleitung nehmen sich die frühen Humanisten an und erneuern damit die alte Frage nach der Möglichkeit einer philosophischen Lebenskunst. In den Beiträgen dieses Kolloquiumsbandes werden die Bemühungen der Humanisten auf ihre historischen Wurzeln, ihre konkreten Leistungen und ihre langfristigen Wirkungen hin untersucht.



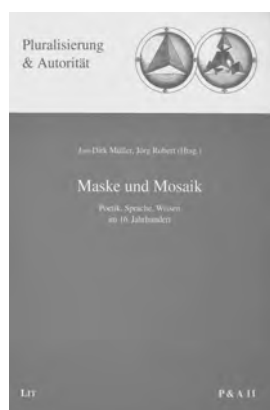
Wimböck, Gabriele/Leonhard, Karin/Friedrich, Markus (Hrsg.) (2007):
Evidentia. Reichweiten visueller Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit.
 Münster: LIT (= P & A, 9).
 ISBN 978-3-8258-0632-3 (534 Seiten)

Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes steht der Begriff der ›evidentia‹, der die Augenscheinlichkeit oder anschauliche Gewissheit eines Sachverhalts meint. Thematisiert werden soll, wie weit, in welchen Bereichen und auf welchen Grundlagen ›Gesehenes‹ in der Frühen Neuzeit besondere Geltung und Gültigkeit beanspruchen konnte. Vor dem Hintergrund aktueller Fragestellungen der Wissenschaftsgeschichte, der modernen Bildforschung und Überlegungen zum Wandel der Sinneshierarchien behandeln Beiträge aus Kunstgeschichte, Geschichte, Wissenschaftsgeschichte und Germanistik die Frage, welche Bedeutung der optisch legitimierte Wissensgewinnung und der optisch garantierte Wahrhaftigkeit von Wissen im Allgemeinen, besonders jedoch im sozialen Alltag, in Wissenschaft und Religion des 16. und 17. Jahrhunderts zukommt.



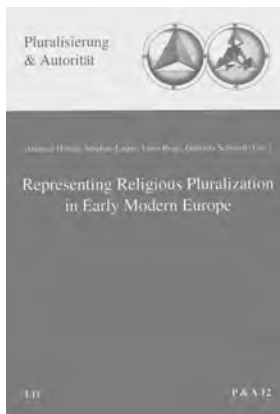
Brendecke, Arndt/Fuchs, Ralf-Peter/Koller, Edith (Hrsg.) (2007):
Die Autorität der Zeit in der Frühen Neuzeit.
 Münster: LIT (= P & A, 10).
 ISBN 978-3-8258-0804-4 (532 Seiten)

Der Band legt einen von der Lebenszeit bis zur Geschichtszeit reichenden Schnitt durch die soziale und kulturelle Pragmatik von ›Zeit‹ in der Frühen Neuzeit. Jenseits der großen Erzählungen, in denen ›Zeit‹ zu einem Gradmesser für die Entwicklungsstadien der Moderne und das Uhrwerk zu einer Grundmetapher für die Taktung ausdifferenzierter Gesellschaften geworden ist, wird sie hier als ein vielfältigen Bedürfnissen entsprechendes Konstrukt temporaler Referenzen aufgefaßt und ihr Potential diskutiert, alltagsrelevante Entscheidungen, Handlungen und Deutungen zu autorisieren.



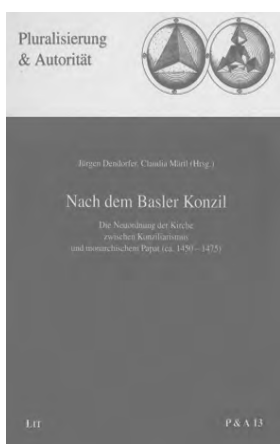
Müller, Jan-Dirk/Robert, Jörg (Hrsg.) (2007):
Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert.
 Münster: LIT (= P & A, 11).
 ISBN 978-3-8258-0827-3 (451 Seiten)

›Maske‹ und ›Mosaik‹ sind Leitmetaphern der Auseinandersetzung um die literarische Nachahmung (imitatio veterum), in der sich die humanistisch-rinascimentale Kultur in ihren historischen, philosophischen und anthropologischen Voraussetzungen reflektiert. Die Beiträge des interdisziplinären Sammelbandes unternehmen den Versuch, ausgehend von den Kontroversen um die imitatio die Literatur- und Diskursgeschichte des 16. und frühen 17. Jahrhunderts im epistemologischen Spannungsfeld von Pluralisierung und Autorität umfassend neu zu kartieren. Schwerpunkte bilden dabei die Frage einer deutschen ›Eigenrenaissance‹ und die Begründung einer deutschen Literatur um und nach 1600.



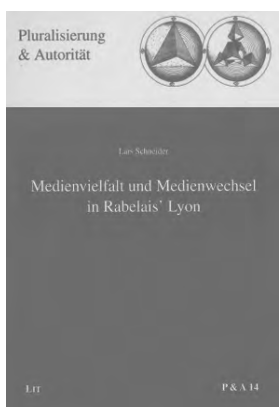
Höfele, Andreas/Laqué, Stephan/Ruge, Enno/Schmidt, Gabriela (Eds.) (2007):
Representing Religious Pluralization in Early Modern Europe.
Münster: LIT (= P & A, 12).
ISBN 978-3-8258-1046-7 (364 Seiten)

The title of this volume indicates more than a referential relationship: »Representing Religious Pluralization« entails not just the various ways in which the historical processes of pluralization were reflected in texts and other cultural artefacts, but also, crucially, the cultural work that spawned these processes. Reflecting, driving, shaping and subverting religious systems, representation becomes a divisive force in Reformation Europe as religious pluralization erupts in a contest over how to conceive, to symbolize and to perform religious belief. The essays in this book offer a broad range of perspectives on the pluralizing effects of cultural representation as well as on the various attempts at containing them.



Dendorfer, Jürgen/Märkl, Claudia (Hrsg.) (2008):
Nach dem Basler Konzil. Die Neuordnung der Kirche zwischen Konziliarismus und monarchischem Papat (ca. 1450–1475).
Münster: LIT (= P & A, 13).
ISBN 978-3-8258-1370-3 (452 Seiten)

Kaum ein Thema prägte die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts mehr als das Ringen um die Kirchenreform. Die von den Konzilien in Pisa, Konstanz und Basel entworfenen Konzepte zur Reform in capite et membris verpufften – so die Ansicht der bisherigen Forschung – nach dem Ende des Basler Konzils (1449) weitgehend wirkungslos. Dagegen liegt diesem Band die These zugrunde, dass sich die Reetablierung des Papsttums nach 1450 gerade im Spannungsfeld zwischen konziliar-korporativen Vorstellungen und den monarchischen Traditionen des Papsttums vollzog. Die Beiträge verfolgen die Transformation der auf den Konzilien diskutierten Konzepte eines korporativ beschränkten Papsttums in einer nach dem Basler Konzil vor allem in Rom geführten Debatte um die Verfaßtheit der Kirche. Texte und Autoren dieser kaum bekannten Reformdiskussion werden vorgestellt und Wechselwirkungen mit der päpstlichen Herrschafspraxis und dem Papstzeremoniell aufgezeigt.



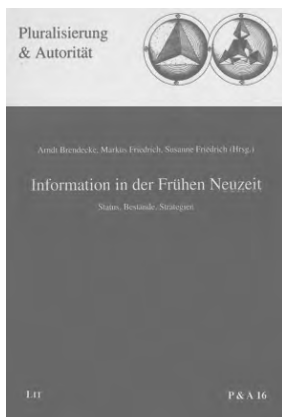
Schneider, Lars (2008):
Medienvielfalt und Medienwechsel in Rabelais' Lyon.
Münster: LIT (= P & A, 14).
ISBN 978-3-8258-1370-3 (326 Seiten)

Die kulturwissenschaftliche Studie verortet die Rabelais'schen Texte in der Lyoneser Stadt und Buchdruckkultur des 16. Jahrhunderts. Sie untersucht die medialen Dispositive, die der historischen Person Francois Rabellays die Konstruktion zweier literarischer Identitäten erlauben: Franciscus Rabelaeus Medicus und Alcofrybas Nasier. Im Anschluss wird die Bildungsprogrammatische von Pantagruel (1532) und Gargantua (1535) im Kontext von Symphorien Champiers Fürstenspiegel La Nef des princes (1502) sowie der Statuten des städtischen Collège de la Trinité (1540) situiert. Das abschließende Kapitel zeigt eine Verflechtung der Rabelais'schen Romane in die Affaire des Placards (1534) auf.



Ammon, Frieder von/Vögel, Herfried (Hrsg.) (2008):
Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen.
Münster: LIT (= P & A, 15).
ISBN 978-3-8258-1605-6 (433 Seiten)

Mit dem Buchdruck kommt es zu einer Multiplikation und Diversifikation paratextueller Formen und Funktionen in einem bis dahin ungekannten Ausmaß, zu einer veritablen Pluralisierung des Paratextes, die die Strukturen literarischer Kommunikation tiefgreifend verändert und damit die Buchkultur der Frühen Neuzeit – und nicht nur diese – entscheidend prägt. Die Frühe Neuzeit erscheint so geradezu als die eigentliche Epoche des Paratextes. Die Beiträge des vorliegenden, interdisziplinär angelegten Bandes behandeln Theorie, Formen und Funktionen frühneuzeitlicher Paratextualität anhand eines weiten Spektrums von Beispielen aus der Literatur sowie anderen Künsten und Medien.



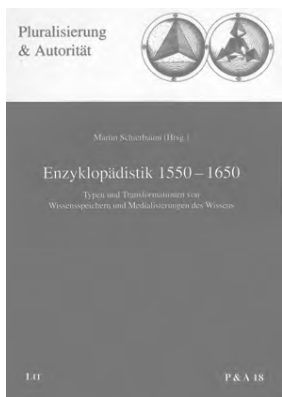
Brendecke, Arndt/Friedrich, Markus/Friedrich, Susanne (Hrsg.) (2008):
Information in der Frühen Neuzeit. Status, Bestände, Strategien.
 Münster: LIT (= P & A, 16).
 ISBN 978-3-8258-1671-1 (488 Seiten)

In diesem Band wird rekonstruiert, wie sich der moderne Informationsbegriff aus den empirischen Verfahren der Vormoderne entwickelte. Gegen den Trend der Wissens- und der Kommunikationsgeschichte liegt der Fokus auf dem Umgang mit Information in staatlichen, kirchlichen und gelehrten Organisationen der Frühen Neuzeit. Information wurde gesammelt, sie gewann einen neuen Status in Herrschaft und Verwaltung und fand ihren Platz in der Entscheidungsfindung und den Legitimationsdiskursen der Moderne.



Mehlretter, Florian (2009):
Kanonisierung und Medialität. Petrarca's Rime in der Frühzeit des Buchdrucks (1470–1687).
 Münster: LIT (= P & A, 17).
 ISBN 978-3-643-10025-2 (272 Seiten)

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ist Petrarca's Canzoniere zwar faktisch der wichtigste Gesprächspartner im dialogischen System der volkssprachlichen Lyrik, aber er ist dies innerhalb eines (aufgrund der gängigen Praxis eklektischer Imitatio) von Pluralität gekennzeichneten Feldes. Dies ändert sich Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch zwei einschneidende Maßnahmen, welche zur Folge haben, dass Petrarca zur alleinigen Orientierungsgröße im Feld der Lyrik und sogar der Dichtung überhaupt wird: durch die Petrarca-Ausgabe des Aldus Manutius (1501) und Pietro Bembo's Prose della volgar lingua (1525). Beide werden in der Studie neu beleuchtet und in einen medienhistorischen und poetikgeschichtlichen Kontext gestellt. Besondere Berücksichtigung finden (neben der Illustrationstradition) die frühen Petrarca-Kommentare (etwa von Vellutello oder Gesualdo), aber auch andere paratextuelle und mediale Elemente der Druckgeschichte von Petrarca's Rime (beispielsweise Reimtabellen), sowie Epitexte und selbstständig kommentierende Bezugnahmen, durch die Petrarca zunächst kanonisiert, um 1600 dann aber tendenziell deauthorisiert wird (Tassoni). So wird eine stark poetologische perspektivierte Druckgeschichte der frühen Petrarca-Ausgaben (bis zur letzten Edition des seicento) vorgelegt, die buchgeschichtliche ›Daten‹ anders als bisher üblich in den Zusammenhang der poetologischen Diskussion stellt.



Schierbaum, Martin (Hrsg.) (2009):
Enzyklopädistik 1550–1650.
Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens.
 Münster: LIT (= P & A, 18).
 ISBN 978-3-643-10034-4 (520 Seiten)

Wenn wir heute über Wissensordnungen nachdenken, zielen unsere Überlegungen auf das Internet und auf moderne Massenspeicher. Fragt man aber nach der Entwicklung der Wissensorganisation auch vor der Encyclopaedia Française, stößt man auf ganz andere Speichertypen und Ordnungsprinzipien. Der vorliegende Band versammelt Aufsätze, die sich auf die Art und die Veränderung der Wissensspeicherung in der Frühen Neuzeit beziehen. Sie organisieren sich in drei Themenschwerpunkte: die Entstehungs- und Verwendungszusammenhänge der Speicher, die Veränderung der Wissensordnungen während der Frühen Neuzeit und den Transfer von Wissen in z.B. bildliche und literarische Darstellungen.



Sommar, Mary (2009):
The Correctores Romani. Gratian's ›Decretum‹ and the Counter-Reformation Humanists.
 Münster: LIT (= P & A, 19).
 ISBN 978-3-643-90019-7 (139 Seiten)

A new evaluation of the Editio Romani, the 16th-century edition of the canon law of the Roman Catholic Church, based on manuscript evidence of the committee's daily activities. This edition of the church's law book was the work of the Correctores Romani commission, especially of Miguel Thomás Taxaquet, and was promulgated by Pope Gregory XIII. The former Ugo Buoncompagni, in 1582 and remained in effect until the 20th century. This study, the first of its kind, reveals the sophisticated scholarly methodology used by these Catholic Humanists and the censorship that led to the loss of some of their greatest insights.

Oesterreicher, Wulf/Schmidt-Riese, Roland (Hrsg.):

Esplendores y miserias de la evangelización de América. Antecedentes europeos y alteridad indígena. (= P & A).
[in Vorbereitung]

Schmidt-Riese, Roland:

Reducere linguas ad artem.

Spanische, portugiesische und französische Amerindia bis 1700. (= P & A).

[in Vorbereitung]

Schulze, Winfried/Nipperdey, Justus/Schunka, Alexander (Hrsg.):

Zuwanderersuppliken in Sachsen im 17. Jahrhundert. (= P & A).

[in Vorbereitung]

Müller, Jan-Dirk/Oesterreicher, Wulf/Vollhardt, Friedrich (Hrsg.):

Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit. (= P & A).

[in Vorbereitung]

Thouard, Denis/Vollhardt, Friedrich/Zini, Fosca Mariani (Hrsg./eds.):

Philologie als Wissensmodell. Philologie und Philosophie in der Frühen Neuzeit –

La philologie comme modèle de savoir. Philologie et philosophie à la Renaissance et l'Âge classique. (= P & A).

[in Vorbereitung]

Busjan, Catharina:

Moralphilosophie in den Petrarca-Kommentaren des 16. Jahrhunderts. (= P & A).

[in Vorbereitung]